

1874





Bum neuen Jahr!

Müt auf, ihr Brüder, nicht geruht,
 Das Häufel brav geschwungen,
 Mit neuer Kraft, mit frischem Muth,
 Die Wendung nur durchdrungen.
 Ein neues Jahr, ein neuer Schacht;
 So halten wir es wieder,
 Drum frisch gewagt, 's ist halb vollbracht,
 Glück auf! wir fahren nieder.
 Wir fahren nieder, fahren auf
 Und graben uns're Gänge;
 Durch Berg und Thal führt uns der Lauf,
 Auf Pfaden weit und enge.
 Dort suchen wir in Feld und Wald,
 Wohin 's uns oft getrieben,
 Dort finden wir auf Au und Feld,
 Die Schätze die wir lieben,
 Wir lieben Berg und Flur und Hain
 Und Schlösser sehr und Mythen;
 „Wir lieben deutsches Fröhlichsein“
 „Und alte deutsche Sitten.“

Wir lieben Berg und Flur und Hain
 Und Weichenduft und Lieder,
 Und Waldbesluft und Sonnenschein
 Und Vögleins frohe Lieder.
 Wenn Berg und Thal mit Grün sich deckt,
 Der Lenz naht, mit Gebräus,
 Wenn neues Leben rings sich regt,
 Dann zieht es uns hinaus.
 Wenn Morgen Sonne gold'nen Duft
 Auf Berg und Bäume trägt,
 Wenn hoch in blauer Himmelsluft
 Ihr Lied die Lerche schlägt,
 An jedem Halm ein Perlenthau
 Im Farbenglanz sich wiegt
 Und blüthenvoll die weite Au
 In heiliger Ruhe liegt,
 Dann ist's als ob durch's Wipfelmeer,
 Durch Fluren saatumwelt,
 Der liebe Herrgott zög einher
 Und segnete die Welt.
 Maifröhlich ziehen oft wir fort,
 Wenn Wald und Felder blüh'n,
 Uns fesselt ja so mancher Ort,
 Zu dem wir jubelnd ziehen;
 Wir finden dort manch ehern Haus,
 Das kann uns nicht verhehlen,
 Daß es von Sturm und Kriegsgebräus
 Gar Vieles mag erzählen.
 Wo einst in der Getreuen Schooß
 Manch Degen stolz, Gebieter,
 Dort lagern wir im weichen Moos
 Und ruhen uns're Glieder.
 Und träumen uns in Waffensaal
 Bei festlicher Gelagen,
 Und hören wilden Schlachtenschall
 Und Schwertgeklirr und Schlagen;
 Und wenn der Sonne Feuerball
 Im fernen West entflohen,
 So wird bei frohem Liederhall
 Der Heimath zugezogen.
 Wir lieben deutsches Fröhlichsein
 Bei hellen Becherklängen,
 Wir lieben Mundgesang und Wein
 Mit gerstenfaft'gen Sängen,
 Wenn rings des Tag's Geschäfte ruhn
 Und Hammer schweigt und Eisen,
 Dann ziehn wir hin vom ernsten Thun,
 Wo frohe Brüder kreisen;
 Dann füllen wir mit Gerstenbräu
 Die Humpen und die Becher

Und bleiben unsern Vätern treu
 Als ächt german'sche Zecher,
 Dann suchen wir im blanken Wein
 Das Heimathland zu preisen
 Und trinken aus und schenken ein
 Und singen frohe Weisen.
 Wir trinken in der Winterzeit,
 Weil uns der Frühling nah;
 Und wenn der Lenz gekommen ist,
 Dann trinkt man weil er da
 Wir lieben alte deutsche Art
 Und alte schlichte Weisen;
 Wir wollen sie noch jetzt gewahrt,
 Noch heute ehrend preisen.
 Was unsern Vätern heilig war,
 Das wollen wir auch achten
 Und mit der Ahnen großen Schaar,
 Nach einem Ziele trachten.
 Gen Trug und Falschheit fester Bord,
 Im Rechte unverzagt
 Dem Hülfelosen sichern Hort,
 Beim Schaffen frisch gewagt;
 Dem Freunde Bruder, Freund dem Feind
 Wenn er dir wehrlos weicht
 Und wenn er bittet, wenn er weint,
 Versöhnt die Hand gereicht;
 Nur eine Zung für Freund und Feind;
 Bei einem Wort geblieben,
 So lang noch Mond und Sonne scheint;
 Das ist es was wir lieben!
 Drum graben wir Jahr ein Jahr aus
 Und werden nicht ermüden
 Und tragen unsern Fund nach Haus
 Wo wir ihn wohl behüten.
 Dann wird er hell und blank geschabt,
 Gefeilet und gestriegelt,
 Wohl zierlich auch mit Bild bewappt,
 Geplättet und gebügelt.
 Wer je sich lenzfroh an uns wand
 Und mit uns fühlt und schaffet,
 Dem gaben wir mit offner Hand
 Von dem, was wir erraffet.
 Wir füllen, wenn der Sommer da,
 Die Speicher mit den Garben,
 Dann brauchen, wenn der Winter nah,
 Wir auch nicht lang zu darben;
 Und wenn das Jahr einst wieder gar,
 Der Hammer sinkt nicht nieder;
 Wir rufen dann: „**Prosit Neujahr!**“
 „Glück auf!“ wir graben wieder.

H. G.



Burg Pichteneck und die Pfalzgrafen von Tübingen.



In keiner Gegend des Breisgaaues befanden sich im Mittelalter zahlreichere Burgen und Burgtrümmer, als auf der 5 bis 6 Stunden langen Strecke von Waldkirch über Niegel bis an den Rhein. Gegenwärtig sind jedoch nur noch sechs derselben vorhanden: die Kastelburg bei Waldkirch, die Hochburg, Weherburg und Landeck bei Emmendingen, Pichteneck bei Hechingen und Limburg bei Sasbach. In älteren Lagerbüchern werden aber außer den genannten noch weitere 8 Burgen erwähnt, von denen gegenwärtig keine Spuren mehr vorhanden sind. Zählt man zu diesen noch die nördlich und südlich davon in ganz kurzer Entfernung gelegenen ehemaligen Castelle, also die Burg ^{Freiburg} ~~Amor~~ im Freiamt, die Kürnburg, die Burgen bei Kenzingen und Weißweil, die Sponeck, die Burgen bei Bahlingen und Gichstetten, die Nimburg und Schwarzenburg, so erhält man die stattliche Zahl von 23 Castellen auf einem Raume von 5 Stunden Länge und 1 Stunde Breite.

Wie viele derselben römischen Ursprunges sind, läßt sich nicht mehr bestimmt nachweisen, da über die Stelle vieler schon seit Jahrhunderten der Pflug geht und die noch vorhandenen Mauerreste der übrigen nur unsichere Anhaltspunkte gewähren. Und doch herrschten die Römer über 300 Jahre lang in unserer Gegend, während welcher Zeit sie nachweislich viele Castelle und besetzte Plätze anlegten und dieselben durch Heerstraßen unter sich und mit den größeren Waffenplätzen am linken Rheinufer verbanden.

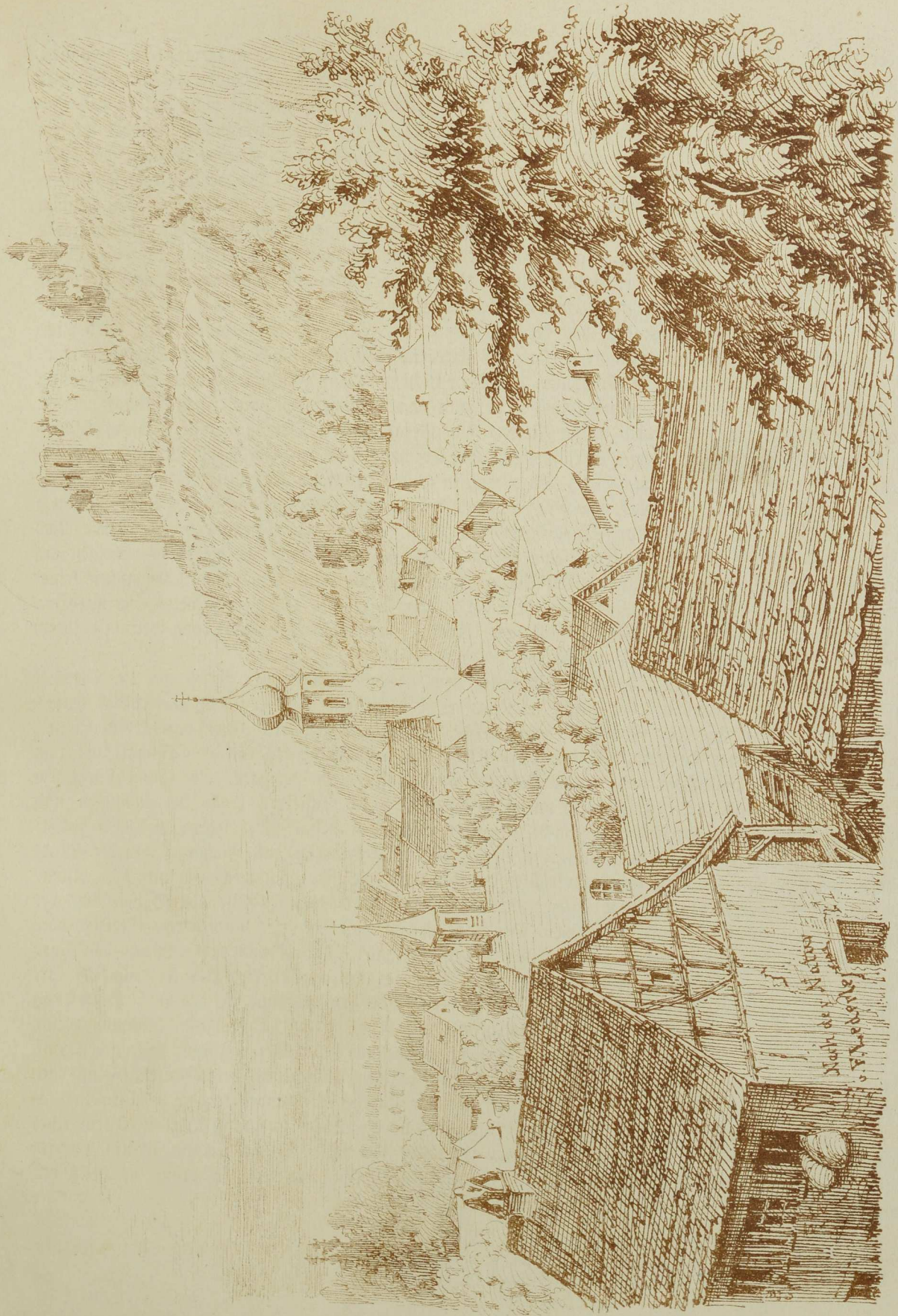
Wenn auch die eindringenden Alemannen die vorgefundenen römischen Befestigungen zerstörten, so dürfen wir doch nicht annehmen, daß sie bei ihrem Zerstörungseifer so gründlich zu Werke gegangen seien, daß sie jede Spur römischer Festungsmauern vertilgt hätten. Die noch vorhandenen sogenannten Heidenschlösser beweisen vielmehr, daß die Zerstörung nicht so gar weit getrieben wurde. Zur Zeit des Ritterthums wurden, wie wir es ja vom Castell bei Freiburg bestimmt wissen, die meisten der in Trümmer liegenden römischen Burgen als Ritterburgen wieder aufgebaut und man wird im Allge-

meinen nicht irre gehen, wenn man diejenigen der letzteren, welche in der Nähe von nachweislich römischen Niederlassungen oder an römischen Heerstraßen sich befinden, für ursprünglich römische Anlagen hält.

Eine namhafte römische Niederlassung befand sich bekanntlich zu Niegel. Zahlreiche Münzfunde sowie die Entdeckung von vielen römischen Brennöfen, Töpfereien, Töpfergeschirr mit den Namen der Fabrikanten, Töpferstempel und andere Reste lassen auf die Bedeutung des Ortes in jener Zeit einen Schluß ziehen. Auch im Anfange des Mittelalters scheint der Ort bedeutender gewesen zu sein als später. Im 9. Jahrhundert befanden sich daselbst 4 Kirchen und Kapellen, worunter die noch bestehende auf dem Michelsberg, in deren Nähe gegenwärtig noch römische Gußmauern sichtbar sind. Wahrscheinlich befand sich daselbst früher ein Merkurtempel oder ein Castell. Am Fuße des Berges fließt die Glz. Jenseits derselben erheben sich neben dem Dorfe Hecklingen auf einem Hügel von mäßiger Höhe die Trümmer einer Burg, in welcher ein ehemals reiches schwäbisches Grafengeschlecht, nach Verlust seiner alten Besitzungen, noch dreihundert Jahre lang bis zu seinem Aussterben hauste. Es sind die Reste der Burg Lichteneck. Die Burg gehörte früher den Grafen von Freiburg und stammt wahrscheinlich aus der zähringischen Erbschaft. Wann dieselbe erbaut wurde, darüber liegen keine Nachrichten vor; es ist indessen wahrscheinlich, daß schon die Römer hier ein Castell errichtet hatten. Diese Annahme gründet sich auf den Umstand, daß auch zu Hecklingen Spuren einer römischen Niederlassung vorhanden sind und eine römische Heerstraße von Gichtetten über den Berg nach Bahlingen, von da nach Niegel und von hier über die Glz nach Hecklingen führte, wo sie gerade unterhalb der Burg in die heutige Landstraße einmündete. Dieser Heerweg wird schon im 14. Jahrhundert in verschiedenen Urkunden erwähnt (Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins Bd. XVII S. 327 sq. — Thennenb. Lagerbuch an versch. Orten) und ist noch größtentheils erhalten. Die Fortsetzung dieses Heerweges nach Norden fällt theilweise in die jetzige Landstraße und hieß im 14. Jahrhundert der „alte Weg.“ An letzterem stand ein mehrmals genannter „Stein“, wahrscheinlich ein römischer Meilenstein. Da zwischen Niegel und Kenzingen der Glzübergang war, so hatte die Burg bei Hecklingen den Zweck, diesen Uebergang zu sichern. Das Bestehen einer römischen Niederlassung in Hecklingen ist aus verschiedenen Benennungen erweislich. Ein Acker daselbst hieß im Mittelalter der „Heidenacker“, eine Wiese die „Heidenstude“, ein anderes Gut „Schelmenacker“; letztere Bezeichnung deutet einen römischen Begräbnißplatz an. Auch gab es daselbst eine „Schelmengasse“ und einen Numellenacker.“ Ein Acker auf der Anhöhe hinter der Burg hieß der „Spiegeler“, sicherlich von specula, Warte, abzuleiten; ein anderes der „Zigel“ (tegula). Ein „Steinhaus“ befand sich auf einer Wiese neben der Glz auf dem Horet (hortus?), aber schon im 14. Jahrhundert war es nicht mehr vorhanden. Wahrscheinlich war es ein sogenanntes „Heidenhaus“ deren sich jetzt noch einige am Oberrhein befinden und deren Erbauung in die römische Zeit fällt.

Das Dorf Hecklingen wird jedoch erst im 13. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Graf Konrad von Freiburg und der Edle Hesso von Msenberg beurkundeten im Jahr 1264, daß der Prior und der Convent von Bilmarzell den Wald „Numeshart“ der Gemeinde Hecklingen um einen jährlichen Zins von 40 Rapannen in Erbbestand gegeben, sich aber das Beholzungsrecht für ihren Hof und ihre Mühle daselbst vorbehalten haben. (Zeitschr. IX S. 354.) Graf Hermann von Sulz verkaufte 1273 seinen Hof in Hecklingen mit den dazu gehörigen Weingärten, Gärten, Wiesen und Aekern um 52 Mark Silber dem Prior von St. Nikolauszell und Nippoltsowe zu ewigem Besitz. (Kolb, Lex. II. S. 26.) Im 14. Jahrhundert besaßen Güter und Einkünfte in Hecklingen außer den Grafen von Freiburg (deren Güter „Zeringer Lande“ genannt wurden), die Markgrafen (von Hochberg), die Johanniter von Freiburg, die Klöster Günthersthal, Wommenthal, Thennenbach und St. Peter.

Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts befand sich die Burg Lichteneck im Besitze der Grafen von Freiburg. Vermöge ihrer Lage ob dem Dorfe Hecklingen, an einer Stelle, wo sich der Glzfluß am meisten dem Gebirge nähert und gerade nur für die Landstraße Raum läßt, war die Beste von jeher von militärischer Wichtigkeit. Noch im dreißigjährigen Kriege wurde sie von den diese Straße passirenden Kriegsvölkern nicht unbeachtet gelassen. Der Vorsprung des Hügels, auf dem sie erbaut wurde, ist von dem rückwärts liegenden Gebirge durch einen 24 Fuß tiefen und ebenso breiten gemauerten Graben abgetrennt, über welchen die durch einen soliden Pfeiler gestützte Brücke zum Thor der Burg führte. Thor und Brücke sind verschwunden, der tiefe Graben sammt dem Pfeiler aber zeugen noch



Hecklingen und die Burg Lichtebeck

von der früheren Stärke der Feste. Im Graben selbst befand sich ein tiefer, ausgemauerter Brunnen, der gegenwärtig verschüttet ist. Die Ringmauern der Burg, aus Kalksteinen erbaut, sind größtentheils noch erhalten. Durch eine Thür, welche durch die Mauer gebrochen ist, gelangt man jetzt in das Innere, welches das Bild einer vollständigen Zerstörung darbietet. In den Kellerräumen befindet sich ein noch gut erhaltenes Gewölbe, weiter oben, wohin man mittels einer neueren Treppe gelangt, die Reste von Säulen und die Spuren einer Wendeltreppe. Alles übrige ist zerstört. Die wenigen fehlenden Fensteröffnungen geben durchaus kein klares Bild von der früheren Beschaffenheit der inneren Einrichtung. Von einem Thurm oder Berchfried findet sich keine Spur. Auffallend ist die Dicke der Mauer gegen die Grabenseite. Der jetzige Besitzer, Graf Hennin, hat eine Mauernische daselbst durch eine Thür abschließen und zu einem Zimmer einrichten lassen. Jenseits des Grabens befinden sich noch die Reste von Neben-Gebäuden, sowie die Spuren einer zweiten Umwallung.

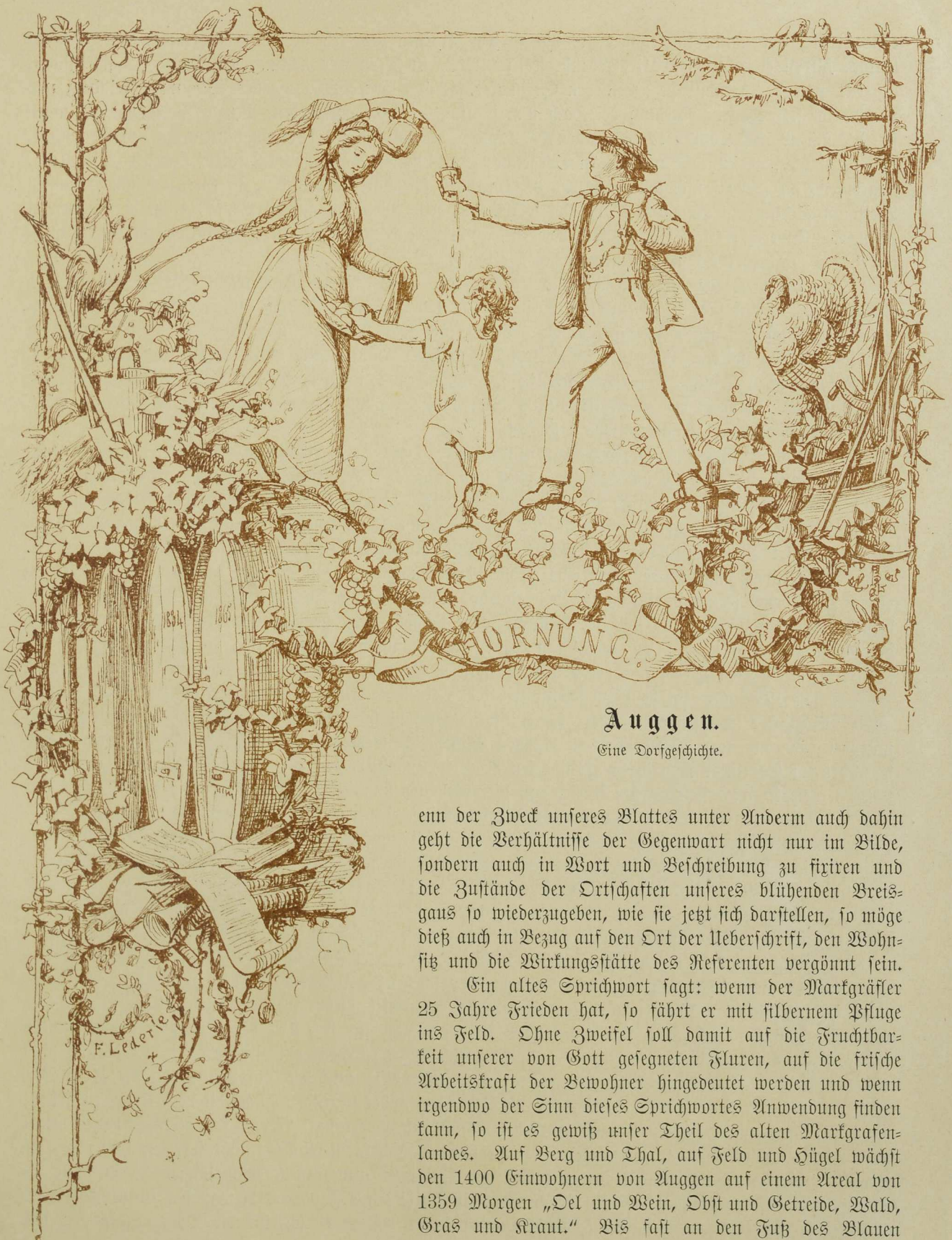
In einer Urkunde der Gemahlin des Grafen Konrad von Freiburg vom Jahre 1316 wird Lichtenec zum erstenmal erwähnt. Katharina, Herzogs Friedrich von Lothringen Tochter, Gemahlin Konrads, gestattet nämlich letzterem ihr Witthum, die Burg Lichtenec, um 400 Mark Silber zu verpfänden. Die Verpfändung fand statt an den Edelknecht Thomann von Emdingen, wie aus einer Urkunde vom 4. September 1338 hervorgeht, worin Ritter Rudolf von Bergheim als Obmann eines Schiedsgerichtes einen Streit schlichtet zwischen dem Grafen Konrad von Freiburg und dem Edelknecht Walther von Emdingen, dem Sohne Thomanns, wegen der Burg Lichtenec und der dazu gehörigen Güter.

Bald darauf wurde Lichtenec von Graf Konrad wieder ausgelöst und nebst der Burg Nimburg seiner zweiten Gemahlin, Anna von Signau um 820 Mark Silber als Witthum verschrieben. Nach dem Tode des Grafen (1350) übertrug seine Wittve das Eigenthumsrecht an die beiden Burgen auf ihren Sohn Egeno, welcher sodann dieselben Festen gegen einen jährlichen Zins von 2 Kapannen seiner Mutter für die Zeit ihres Lebens überließ. Als die letztere im Jahre 1352 eine zweite Ehe mit Herzog Hermann von Teck einging, ließ sie sich von ihrem Gemahl die Aufrechthaltung der mit ihrem Sohne Egeno geschlossenen Verträge zusichern.

Als gegen Ende des Jahres 1356 bald nach dem großen Erdbeben in Basel am 18. Oktober, Graf Friedrich von Freiburg, der ältere Stiefbruder des Grafen Egeno, starb, gerieth der letztere mit der Tochter Friedrichs, der Gräfin Klara, welche mit dem Pfalzgrafen Götz von Tübingen verheirathet war, wegen der Herrschaft Freiburg in Zerwürfniß. Gesetzlich fiel ihr die Erbschaft zu; auch war die Stadt der „muthigen und wohlwollenden“ Pfalzgräfin mehr gewogen, als ihrem störrischen und feindseligen Oheim. Die Huldigung wurde deßhalb noch in demselben Jahr vorgenommen und Pfalzgräfin Klara in die Herrschaft Freiburg eingesetzt. Dagegen erhob Graf Egeno bei dem kaiserlichen Hofgericht Klage. Die Pfalzgräfin, ihr Vetter Markgraf Heinrich von Hochburg und die Stadt Freiburg wurden vor den kaiserlichen Hofrichter geladen und, da sie nicht erschienen am 17. Januar 1358 in die Acht erklärt, und dem Kläger Reichspfändung zugesprochen. Mit der Vollziehung der Pfändung wurde Graf Johann von Habsburg, Richard von Schlatt und Ritter Claus vom Hause beauftragt, welche letzterer am 6. Februar des genannten Jahres „vß der lein an der Burg (Freiburg) ein span vßgehovwen, want (da die) brug vßgezogen was (war), (so) das (er) zuo dem tore nit komen mochte;“ daselbe that er an zwei Thoren der Stadt Freiburg und an der Burg Hochberg und sandte die „spene“ an den kaiserlichen Hofrichter, Pzymke, Herzog zu Teschin (Schmid, Gesch. der Pfalzgrafen von Tübingen S. 560 sq.). Hierauf wurde am 24. März von dem kaiserlichen Hofgerichte vielen Fürsten, Bischöfen, Grafen, Rittern und Städten aufgegeben, dem Grafen Egeno dazu behülflich zu sein, daß er in Besitz und Nutzen der ihm zugesprochenen Pfänder komme. Klara ließ es aber nicht zum äußersten kommen: am 9. Juni 1358 trat sie die Stadt und Herrschaft in Form eines Verkaufes um 3820 Mark Silber an Graf Egeno ab. Mit 450 Mark Silber des Kaufschillings wurde Klara auf die Burg Lichtenec nebst Zugehör angewiesen, so daß sie diese so lange im Besitz und Genuß haben sollte, bis sie um die genannte Summe gelöst würde.

(Fortsetzung folgt.)





Auggen.

Eine Dorfgeschichte.

enn der Zweck unseres Blattes unter Anderm auch dahin geht die Verhältnisse der Gegenwart nicht nur im Bilde, sondern auch in Wort und Beschreibung zu fixiren und die Zustände der Ortschaften unseres blühenden Breisgans so wiederzugeben, wie sie jetzt sich darstellen, so möge dieß auch in Bezug auf den Ort der Ueberschrift, den Wohnsitz und die Wirkungsstätte des Referenten vergönnt sein.

Ein altes Sprichwort sagt: wenn der Markgräfler 25 Jahre Frieden hat, so fährt er mit silbernem Pfluge ins Feld. Ohne Zweifel soll damit auf die Fruchtbarkeit unserer von Gott gesegneten Fluren, auf die frische Arbeitskraft der Bewohner hingedeutet werden und wenn irgendwo der Sinn dieses Sprichwortes Anwendung finden kann, so ist es gewiß unser Theil des alten Markgrafenlandes. Auf Berg und Thal, auf Feld und Hügel wächst den 1400 Einwohnern von Auggen auf einem Areal von 1359 Morgen „Del und Wein, Obst und Getreide, Wald, Gras und Kraut.“ Bis fast an den Fuß des Blauen

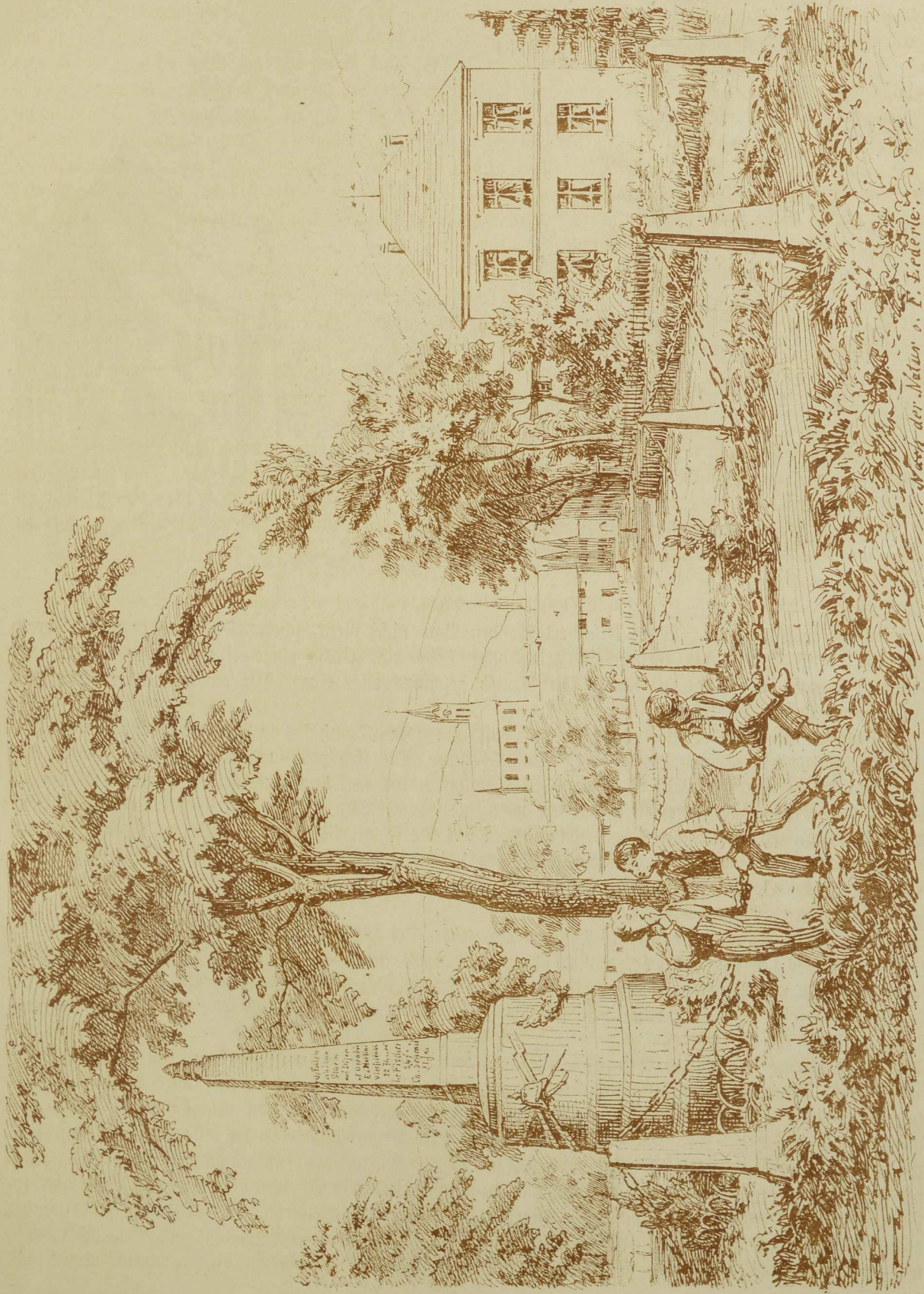
erstreckt sich der Bann und anderseits bis zu den Fluthen des Rheins. Die Vorhügel des Schwarzwaldes bilden eine langgestreckte, rebenbepflanzte Kette, in deren Einbuchtung der Ort selbst sich hinauf erstreckt von der Landstraße gegen den Steinacker bis fast zur Höhe, wo der Weg nach Feldberg und Bögisheim sich theilt. Nördlich bei Hach und südlich bei dem ehemaligen Bergwerk „Erzbuck“ einigen sich die Hügel als Ausläufer bis gegen die Landstraße vor, indem dort angrenzend an den Neckenhag, das berühmte „Felsenstück“ mit seinem Sorgenbrecher, hier die „Steingrube „Droler“ und der „Pflanze“, angrenzend an „Schäf und Hüteschänze“ ihr köstliches Gewächs liefern.“ „Zu Grenzach am Horn, zu Weil am Schlipf, zu Hach am Rand, da wächst der beste Wein im ganzen Land“, d. h. in der ehemaligen Sausenberg-Möttler Herrschaft. Die Gewannnamen Liesen, Elligried, Ellenfurt, Grebern deuten auf hohes vorchristliches und vorgermanisches Alterthum.

Der schöngelegene wohlhabende Marktflecken mit einem Gemeindevermögen von 45,000 fl. und einem Steuerkapital von 1½ Millionen fl. ist in den letzten fünfzig Jahren mit mehreren schönen öffentlichen und auch Privatgebäuden geschmückt worden und Manches Alte und Unschöne ist verschwunden. In Unterauggen und der Ellenfurt ist eine Reihe größerer Häuser und Höfe, welche den Ort zieren z. B. die Kraff'schen Häuser, Behringer, Höllstein, Hauswirth, Leininger, Märkt, die 5 Wirthschaften, die Villa Weeser. Auch in der Ellenfurt, dem südlichsten Theile des Dorfes, begegnen uns stattliche Höfe, z. B. Burkhard, Kurz, Fischer, Braun, Höflin.

Insbefondere sind seit dem Kirchenbau mehrere erwähnenswerthe öffentliche Gebäulichkeiten entstanden: das Pfarrhaus, das Schulhaus, das Rathhaus und ist auch eine Straßenverbesserung eingetreten. Ein schönes Kriegerdenkmal erhob sich im Spätjahr 1872 am Eingange des Dorfes, dessen Einweihung am 8. December 1872 unter großer Betheiligung der Einwohnerschaft und Umgegend feierlich vorgenommen wurde. (Vgl.: Die Einweihung des Kriegerdenkmals in Auggen. Freiburg, Chr. Lehmann.)

Der Neubau einer Kirche war eine große Nothwendigkeit, denn die alte auf dem Gottesacker im obern Dorfe war längst baufällig und des Zweckes unwürdig, viel zu klein für die Menge der Kirchenbesucher von Auggen und Bögisheim, vielleicht wäre sie jetzt groß genug. Das neue Kirchengebäude in der Mitte des Dorfes auf der nördlichen Seite, im Weinbrenner'schen Stile, ist weithin sichtbar bis ins Elsaß hinein, ein hervorragender Punkt der ganzen Gegend, solid und fest, aber im Innern verfehlt.

Schon 1792 war ein Neubau beschlossen. Die Kreisdirection Lörrach schreibt unterm 3. August an das Spezialat, Sausenberg dahier: Serenissimus genehmigte, daß die durch den bevorstehenden neuen und vergrößerten obern Kirchenbau zu Auggen entbehrlich werdende untere Kirche daselbst eingehe und der dortigen Gemeinde nach ihrem geäußerten Wunsche zu einem auf ihre Kosten einzurichtenden Schulhaus dergestalt überlassen werden dürfe, daß dieß Gebäude von der Gemeinde erhalten werde. Die Gefälle der untern Kirche sollen zu Gunsten des Langhauses der neuen obern Kirche verwendet werden. Sobald Landbaumeister Meerwein einen Kostenüberschlag gefertigt, werde der Befehl zu gleichzeitiger Ausführung des, gnädigster Herrschaft obliegenden Langhausbaues, mit jener des Chores wozu das Domstift Arlesheim sich bereit erklärt habe, erfolgen. Im Winter soll das Material gesammelt und im Frühjahr mit dem Bau begonnen werden. Wegen eingetretener Kriegszeit wurde jedoch die Ausführung verschoben und 31 Jahre später stand die alte Kirche noch und zwar „in desto drohenderem Zerfall.“ Spezial Hitzig spricht sich am 23. Oktober 1823 über die zwei Fragen aus: wohin soll die Kirche gebaut werden, und was soll mit dem Pfarrhaus geschehen? Daß der Neubau nöthig sei, überzeuge schon der Anblick der Mauern und des Dachwerks noch viel mehr aber die innere Gestalt, welche so abschreckend finster und alles Anstandes haar sei, den man für den Ort der Gottesverehrung fordern müsse, daß, wie auch die hergesendete Kommission sich ausgesprochen, ein Zweifel über Aenderung nicht bestehen könne. Drei Vorschläge und Pläne seien aufgestellt: entweder auf den nämlichen alten Ort, oder auf den Platz des Domhofs oder auf den diesem gegenüber liegenden Hügel die neue Kirche zu stellen; für die Ausführung des letzten Planes wurden 10,000 fl. mehr verlangt. Ebenso sei das Pfarrhaus lebensgefährlich, denn die Balkenlage des Kellers sei gebrochen, so daß ein Einsturz nicht fern sein könne und ein Familienwater großes Bedenken tragen müsse den Seinigen zuzumuthen, noch länger in einem so gefährlichen Hause zu wohnen. Hitzig brachte es mit Hilfe eines Frohnanerbietens der Gemeinde dahin, daß der jetzige Kirchenplatz endlich gewählt wurde; jedoch erst 1831 schreibt die Domänenkammer, daß



Außen.

Wasser der Natur v. T. Erdene.



Schulhaus in Auggen.

dieser Plan genehmigt sei. Hitzig selbst erlebte den Bau nicht mehr, schon 1828 war er nach Lörrach gezogen. 1832 konnte der Grundstein gelegt und 1834 die Kirche eingeweiht werden. Wenn es dahin zu bringen wäre, daß die innern Verhältnisse geschmackvoller eingerichtet würden, wäre dieser Bau noch einmal so viel werth.

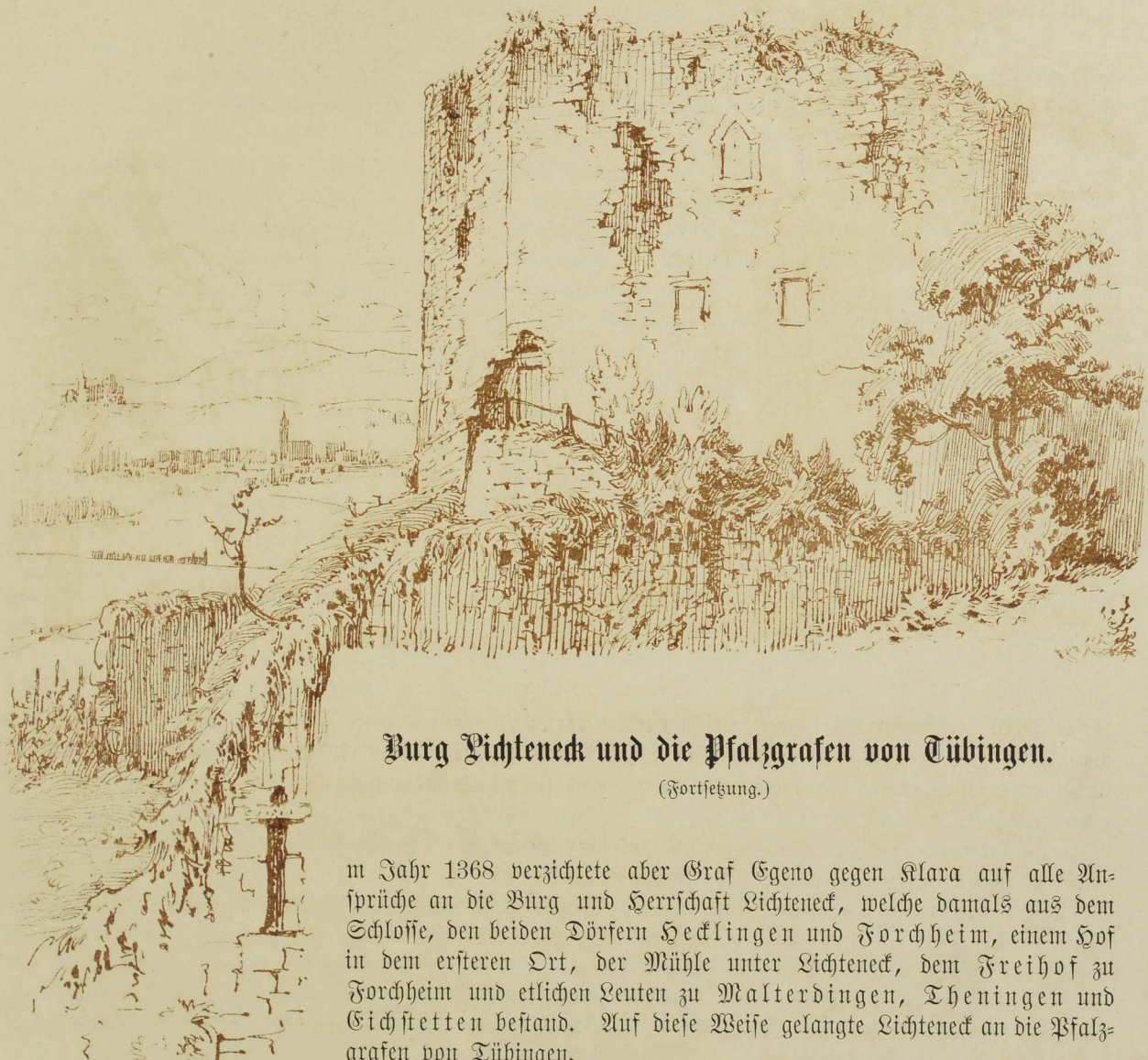
Jetzt konnte auch der Pfarrhausbau auf dem Platze des Domhofes in Aussicht genommen werden. Aber so schnell, als versprochen, ging es ebenfalls nicht. Die Zehntablösung trat ein und beantwortete die Frage von selbst, wo, nach Abtretung des Domhofes, der von dem Arlesheimer Domkapitel sammt dem Zehnten, an die Herrschaft gekommen war, die Zehntfrucht und der Zehntwein aufzubewahren seien, und nunmehr ging dieser so schön, mitten im Dorfe glücklich gelegene Platz in den Besitz der Pfarrei über; 1840 wurde der Bau begonnen und 1842 zog Pfarrer Heymann in das neue Haus ein, nachdem der frühere Pfarrer Zandt sich um die angemessene bauliche Einrichtung des Gebäudes nicht geringe Verdienste erworben hatte.

Durch die Hinfälligkeit des alten wurde ein neues Schulhaus höchst nothwendig; der Platz mitten im Dorfe unter der neuen Kirche, wo es hingestellt wurde, ist historisch nicht ohne Interesse, weil da in der Nähe das Weiherloß stand. Jetzt ist von letzterm nichts mehr übrig, als die Vertiefung im Schloßgraben, der Name Burggraben und die Sage von einer dort in der Mitternachtsstunde erscheinende Jungfrau.

Das neueste und schönste öffentliche Gebäude ist das Rathhaus, dessen Grundsteinlegung an einem hellen Sommer Sonntag Nachmittag am 1. August 1869 feierlich begangen wurde. Es wurde eine Urkunde mit einer Anzahl Münzen, eine Probe von jeder Getreideart und den besten Weinsorten hiesiger Gemarkung eingelegt. In dem Schriftstücke wurde eine Beschreibung der damaligen politischen, kirchlichen und Gemeindeverhältnisse gegeben, insbesondere der deutsche Einheitsgedanke energisch betont und die Hoffnung ganz entschieden ausgesprochen, daß wir diese Einheit unter König Wilhelm noch erleben werden. Der Verfasser thut sich deshalb nicht wenig auf diesen richtigen politischen Blick zu gut; die Erfüllung kam ja kaum anderhalb Jahre nach jenem Tage der Grundsteinlegung — sie kam in höchster, herrlichster Weise.

(Fortsetzung folgt.)





Burg Lichtenek und die Pfalzgrafen von Tübingen.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1368 verzichtete aber Graf Egeno gegen Klara auf alle Ansprüche an die Burg und Herrschaft Lichtenek, welche damals aus dem Schlosse, den beiden Dörfern Hecklingen und Forchheim, einem Hof in dem ersteren Ort, der Mühle unter Lichtenek, dem Freihof zu Forchheim und etlichen Leuten zu Malterdingen, Theningen und Gichstetten bestand. Auf diese Weise gelangte Lichtenek an die Pfalzgrafen von Tübingen.

F. Lederle. Hand. Natur
v. M. Haberle.

Gräfin Klara war nämlich, wie schon erwähnt wurde, seit dem Jahr 1340 mit Pfalzgraf Götz III. von Tübingen verheirathet, einem Manne, welcher sein Leben lang in bedrängten Geldverhältnissen sich befand und von Schulden geplagt wurde. Schon im Jahre 1335 hatten er und sein Bruder Wilhelm ihre Einkünfte und Rechte auf Tübingen um 3000 Pfund Heller auf neun Jahre der genannten Stadt verkauft. Sieben Jahre nachher verkauften die beiden an die Grafen von Württemberg ihre Burg und Stadt Tübingen mit allen Rechten um 20,000 Pfd. Heller (120,000 fl.), wobei sie sich nur die Hundelege (Beherbergung und Fütterung der Jagdhunde und ihre Wärter) in dem Kloster Bebenhausen und die Jagd in Schönbuch vorbehielten. Bald darauf veräußerten sie auch dieses Recht um 250 Pfd. Heller. Zugleich sah sich Götz mit seiner Gemahlin Klara veranlaßt, „von solcher Not wegen, die ihnen anlag von ihrer grozzen Schulden wegen, beide an Christen und an Juden“, an ihre „lieben Oheime“, die Grafen von Württemberg, um 2000 Pfd. Heller zu verkaufen: Böblingen ihre Burg und Stadt mit Leuten, Gütern, dem Kirchensatz, die Dörfer Dagersheim und Darmsheim mit allen Rechten; ihren Wildbann im Schönbuche und in dem Glemswalde, mit Vorbehalt der Nutz-

niefung. Im Jahr 1357 verkauften sie gegen weitere 14,500 Pfd. Heller die genannten Orte zu völligem Eigenthum, sowie auch später die Stadt Sindelfingen und die Burg Zavelstein.

Die beiden, welche sich 1356 in Freiburg niederließen, hatten eine Tochter, Anna, und einen Sohn, Konrad, Stammvater der Grafen von Tübingen und Herren von Lichtenek. Clara selbst wird nach 1368 nicht mehr in Urkunden erwähnt. Ihr Gemahl starb bald nach dem genannten Jahr und wurde in der Dominikaner-Kirche zu Freiburg begraben.

Der Sohn der beiden, Konrad I., lebte bis gegen das Jahr 1420. Er erwarb zu seiner Herrschaft gemeinschaftlich mit den Markgrafen Rudolf und Hesso von Hochberg pfandweise im Jahre 1397 das Schloß Badenweiler von Graf Konrad von Freiburg und einige Zeit später das Dorf Theningen. Auch war er auf der Kirchenversammlung zu Constanz (1414) anwesend. Bekannt ist er durch seinen mißlungenen Handstreich gegen den Grafen Hans von Fürstenberg, mit dem er in Zerwürfniß gerathen war. Er wollte sich dessen im Jahre 1381 mit Hilfe zweier Ritter von Hornberg inmitten der Stadt Freiburg nächtlicher Weise bemächtigen und ihn gefangen wegführen, wurde aber durch die Bürger an seinem Vorhaben nicht nur verhindert, sondern sogar selbst mit seinen Gefellen gefangen genommen, bis er durch Vermittlung des Grafen Egon und des Markgrafen Rudolf von Hochberg und nach beschworener Urfehde losgelassen wurde.

Seine Gemahlin war Berena, Tochter Johanns, des letzten Grafen von Fürstenberg-Haslach. Sein Todesjahr ist unbekannt. Am Ende des Jahres 1422 war er schon gestorben, da am 22. December genannten Jahres Gräfin Berena von Tübingen, Frau zu Lichtenek, und ihr Sohn mit drei Gewaffneten zu Roß in den Dienst der gegen Markgraf Bernhard von Baden vereinigten Städte aufgenommen wurde. Konrad II. nahm an dem Krieg gegen den Markgrafen lebhaften Antheil; auch hatte er mit dem letzteren persönliche Streitigkeiten wegen eines Waldes bei Theningen, der sogenannten Theninger Allmend, der Fischenzen zu Nimburg und der von Konrad beanspruchten Gerichtsbarkeit über seine Leibeigenen zu Malterdingen, Theningen und Gischstetten. Ein scheidsrichterlicher Ausspruch des Grafen Johannes von Lupfen sollte im Jahre 1430 den Streit beilegen. Konrads Gemahlin Anna, eine Tochter Brunos von Lupfen, stiftete im Jahre 1449 als Wittve für sich und ihre Erben dem Kloster Wonnenenthal (bei Kenzingen) 10 Mutt Korngelds und 4 Saum Weingelds (unter „Geld“ verstand man im Mittelalter Naturalzinsen) jährlich von dem Zehnten zu Gndingen „vmb Gottes vnd vmb des edeln wolgebornen Herren Graff Cunrats seliger gedächtnuß sele, irer vnd aller irer vorfaren vnd nachfomen seleneheils willen.“

Ihre Söhne waren Konrad und Georg (Jerg.) Im Jahre 1460 verglich sie sich mit Bewilligung ihres Sohnes Konrad mit dem Kloster Wonnenenthal über einige Gülten vom Lichteneker Dinghof in Kiegel. 1487 stifteten die beiden Brüder an dasselbe Kloster für ihre verstorbene Mutter eine Jahreszeit auf Donnerstag früh vor Pfingsten mit 8 Priestern, einem Amt und 7 Messen, und bestimmen, daß die Jahreszeit, welche bisher für ihren Vater mit 4 Priestern gehalten wurde, von nun an mit 6 gefeiert werden solle.

Der Streit mit Baden wegen der Theninger Allmend hatte sich ungeachtet der scheidsrichterlichen Beilegung (1430) noch länger hinaus gezogen und war endlich 1475 dadurch entschieden worden, daß die verwittwete Gräfin und ihre beiden Söhne ihre Dörfer Nimburg und Bottingen und alle ihre Rechte zu Gischstetten, Bahlingen, Malterdingen, und Theningen, sowie ihre Rechte an die Theninger Allmend um 12,406 Gulden an den Markgrafen Karl von Baden verkauften, wobei die Verkäufer die Verbindlichkeit übernahmen, die verkauften Besitzungen von den darauf haftenden Schulden innerhalb 4 Jahren zu ledigen.

Im Jahre 1472 lösten die Brüder vom Rath zu Breisach um 5952 fl. Burg, Stadt und Herrschaft Burgheim und empfingen solche wieder von Erzherzog Sigmund von Oesterreich „zu einem rechten Pfand.“

An den Begebenheiten seiner Zeit theilte sich Konrad lebhaft. Schon 1449 diente er dem Grafen Ulrich von Württemberg in dem Kriege gegen die Reichsstadt Eßlingen; 1463 ist er Kommissarius des Kaisers Friedrich, im Jahre 1472 Rath des Erzherzogs Sigmund und 1499 „legatus“ des Kaisers Maximilian.

Zu dem Reichsheere, welches Kaiser Friedrich im Jahre 1475 gegen Karl den Kühnen von Burgund zusammen zog, lieferten die Brüder auch ihr Contingent, bestehend aus vier Mann. Dieselbe Mannschaft stellten sie zu der im Jahre 1480 verwilligten Reichshülfe. Der Anschlag des Reichstages zu Nürnberg 1491, die Reichshülfe wieder Frankreich betreffend, traf die „Grafen von Düringen“ mit 180 fl. und 6 Mann. — Beide Brüder ließen sich 1484 in die Ritter-Gesellschaft zum Fisch und Falken aufnehmen.

Im Krieg zwischen Oesterreich und der Schweiz (1494) wurde auch Konrad beunruhigt. Seine Leute waren bei den 300 Reitern, welche den Rhein bewachten, weil man befürchtete die siegreichen Schweizer würden herüberbrechen. Doch kam es nicht so weit. Im folgenden Jahre befand er sich unter den Rüstern, als der kaiserliche Landvogt im Breisgau einen Tag hielt zur Beilegung der Händel, welche in Folge des Besuches der Obringer Kirchweih von Seiten der Freiburger zwischen den beiden Orten ausgebrochen waren. (Schreiber, Gesch. d. St. Freiburg, III. S. 197.)

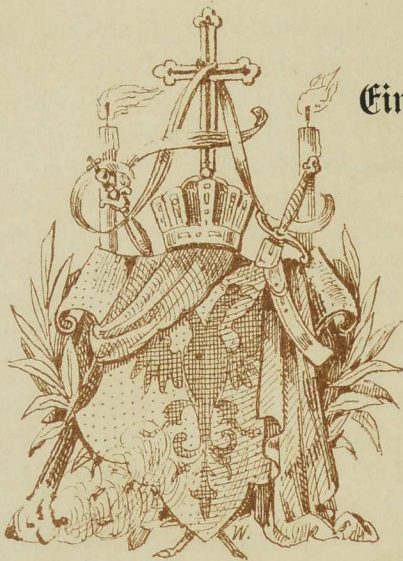
Konrad heirathete noch in ziemlich vorgerrücktem Alter (1489) eine Straßburger Bürgerstochter, Sophie Böcklin, deren Familie wegen ihres Reichthums in großem Ansehen stand und später in Baden begütert wurde. Die Ehe blieb aber kinderlos. Er starb im Jahre 1406. Sein Bruder Georg, der sich meistens am Hofe des Kaisers Maximilian aufgehalten hatte, starb ein Jahr später mit Hinterlassung zweier unmündigen Söhne, Georg und Konrad. Während der letzten Jahre seines Lebens hatte er die Oesterreichische Herrschaft Burgau und die Limburg bei Sasbach erworben.

Seine Söhne standen längere Zeit unter Vormundschaft. Während des Bauernkrieges (1525) waren sie genöthigt, wie viele andere Freie und Edle, in den Bund der Bauern einzutreten. Bei dieser Gelegenheit soll ein Bauer, Jeckli Kurzmann, die Brüderschaft erläuternd, folgende Worte an den Grafen Georg gerichtet haben: „Bruder Georg, dein Leib ist mein Leib, mein Leib dein Leib; dein Gut mein Gut, mein Gut dein Gut; wir sind alle gleiche Brüder in Christo!“ (Schreiber, Taschenbuch 1839 S. 252.) Darnach handelten auch die Bauern, weßhalb die Grafen eine Einbuße von 500 fl. erlitten; doch kamen sie noch gelind davon gegenüber dem Kloster Wonnenthal oder gar dem Kloster Thennenbach, welches letzteres einen Schaden von 30,000 fl. durch die Bauern erlitt. Graf Georg wird später nicht mehr genannt und scheint bald gestorben zu sein.

Konrad trat in Dienste der Markgrafen Philipp und Ernst von Baden; mit denselben ist er 1526 auf dem Reichstag zu Speier. Zu der 1527 dem Kaiser bewilligten Türkenhülfe stellte er zwei Reiter und zwei Fußknechte, nachdem seine Vormünder schon 1510 zu demselben Zweck drei Fußknechte gestellt hatten.

Eine schon mehrmals und zuletzt noch durch die Vormünder angeregte Streitfrage kam endlich durch Konrad im Jahr 1537 zur Entscheidung. Pfalzgraf Göz, der Gemahl Klaras, hatte nämlich wie schon erwähnt worden ist, Böblingen und Zubehör an die Grafen von Württemberg verkauft, aber ohne Zustimmung seiner Gemahlin, welche die gleichen Rechte für sich und ihre Kinder darauf gehabt hatte. Konrad erneuerte an Herzog Ulrich die alten Ansprüche seiner Familie an Böblingen. Obgleich die Sache längst verjährt und Herzog Ulrich von der Rechtmäßigkeit seines Besitzes überzeugt war, so ließ er doch, aus Rücksicht auf die einst so hochgestellte Familie, den Pfalzgrafen einen Vergleich und das Dorf Nordweil bei Kenzingen, welches zu dem Kloster Alpirsbach gehörte, zu einem Mann- und Dienstlehen, nebst 200 fl. jährlichen Dienstgeldes anbieten. Konrad nahm dieses Anerbieten dankbar an. Da sich aber der Vollziehung des Vertrages in Betreff des Dorfes Nordweil Hindernisse entgegenstellten, indem der Abt von Alpirsbach und die Einwohner des Dorfes dagegen protestirten, auch der Markgraf von Hochberg, zu dessen Herrschaft dasselbe gehörte, nicht Willens war, das Dorf also hingehen zu lassen, so wurde im Jahr 1538 ein zweiter Vertrag abgeschlossen, nach welchem Konrad außer den 200 fl. Dienstgeld noch 400 fl. Lehngeld anstatt des Dorfes zugesichert wurden. Dafür sollte er und seine Erben verbunden sein „in allen kriegslouffen und landsrettung dem Fürstenthum Württemberg nach Vermögen zu dienen, auch sonst uf erfordern der Herren von W. mit einer Anzahl pferden, nach irem stand, zu erscheinen und wider menglichen gebrauchen zu lassen, ausgenommen gegen das Haus Oesterreich“. Dieses Dienstverhältniß brachte die Pfalzgrafen jedoch in kurzer Zeit an den Rand des Unterganges.

(Fortsetzung folgt.)



Eine Erinnerung an Joseph II.

Am 20. Februar 1790 hatte sich in der Kaiserburg zu Wien das Auge Joseph II. geschlossen. Es war dieser weise Monarch, der so große Reformen in Staat und Kirche eingeführt, bekanntlich der älteste Sohn der großen Kaiserin Maria Theresia und Bruder jener unglücklichen Maria Antoinette, der, als Braut des Dauphin Ludwig von Frankreich, zu Ehren bei ihrem Aufenthalte in hiesiger Stadt vom 4.—6. Mai 1770 so großartige Festlichkeiten veranstaltet wurden und die 23 Jahre später auf dem Schaffot schuldlos ihr junges Leben hingeben mußte. Auf der Rückreise vom französischen Hofe kam Kaiser Joseph am 19. Juli 1777 — bald also vor 100 Jahren — nach Freiburg, woselbst er bis zum 25. Juli verweilte.

Noch bewahrt uns die Chronik jener Tage so manche schöne Züge seines einfachen prunklosen Auftretens; er verlangte keine geräuschvollen Feste; er verlangte nur nach der Liebe seines Volkes und diese besaß er auch im höchsten Maße. Aufrichtig beweint von Allen Gutgesinnten im ganzen weiten Kaiserreiche, sank der Unvergeßliche in bester Manneskraft hinab in die Gruft seiner Ahnen.

Auch Freiburg, die Hauptstadt des damaligen Vorderösterreichs, veranstaltete für ihn eine solenne Gedächtnisfeier. Am 3. März, den 3. Sonntag in der kirchlichen Fastenzeit, wurde von der Münsterkanzel das Hinscheiden des großen Monarchen verkündet und alsbald nach beendigtem Gottesdienste eine ganze Stunde lang mit der Scheidglocke geläutet. Und 6 Wochen lang, täglich von 12—1 Uhr erklangen in 3 Absätzen in allen Kirchen der Stadt, die Glocken. Am 22. März sprach um 8 Uhr der damalige Stadtpfarrer Wilh. Sturm die Trauerrede (es war sein vorletzter öffentliche Vortrag vor seinem Abgang nach Constanz) und nach derselben hielt der Fürstabt von Sankt Blasien an dem Hochaltar das Traueramt, begleitet von erhebender Musik. Nach der Wandlung des Traueramts fing das Freudenamt an, das den glorreichen Eingang des seligen Fürsten in den Himmel zu verkünden bestimmt ist. Es wurde am sogenannten Kreuzaltar von dem Prälat von Schuttern celebrirt. Des folgenden Tages hielt der Fürstabt von Sankt Blasien ebenfalls ein Traueramt und der Prälat von Sankt Trudpert, das Freudenamt; am dritten Tage aber wurde das Traueramt wieder vom Fürstabt von Sankt Blasien und das Freudenamt vom Prälaten von Thennenbach gehalten. Das ganze Chor der Kirche war schwarz behangen; auch der Hochaltar auf dem zwölf große silberne Leuchter stunden, sowie der Kreuzaltar, den sechs silberne Leuchter zierten, waren mit schwarzen Tüchern bezogen.

In der Mitte des untern Chors erhob sich der mit schwarzem Tuch behangene Catafalk mit vier Pyramiden und hunderten brennender Kerzen geschmückt.

Daß diesen kirchlichen Feierlichkeiten der Landespräsident mit den sämtlichen Beamten der Dicastrien, die Stände der Prälaten, Ritter, Städte und Landschaften, die hohe Schule, die Welt- und Klostergeistlichen, der Stadtmagistrat mit seinen Beamten und ein überaus großer Theil der Bürger- und Einwohnerschaft beiwohnten, ist selbstverständlich und bedarf keines nähern Nachweises. Die Universität veranstaltete eine besondere Feierlichkeit in ihrer Aula, wobei zwei Professoren Jellenz und Jacobi vor zahlreichen Zuhörern Trauerreden hielten, die nachmals gedruckt wurden und vor uns liegen, wie jene des Professors Felner, der im Namen des Gymnasiums den Gefühlen der Trauer beredten Ausdruck verlieh.

Auf solche Weise ehrte Freiburg seinen all zu früh verlorenen theuren und unvergeßlichen großen Landesherrn.

D. v. Eisengrein.



Auggen.

Eine Dorfgeschichte. (Fortsetzung.)



icht unangemessen schien es auch den Grund und die Ursache des Baues und die Geschichte der früher an diesem Orte gestandenen uralten Kapelle „zu St. Nikolaus“ kurz anzudeuten mit der Vermuthung, daß der tief im Boden aufgegrabene seckige Unterbau der Chor gewesen und vielleicht ein römisches Werk hier gestanden sei, wie ja auch sonst manche der ältesten Kirchen auf römischem Unterbau ruhen. Am 18. Oktober 1727 ging sie mit 100 andern Gebäuden bei dem durch die Unachtsamkeit eines 8jährigen Mädchens entstandenen Brand, in Flammen auf. Der Thurm stürzte während die Uhr die zwölfte Stunde schlug. Das später wieder aufgebaute Kirchlein wurde in den neunziger Jahren und im Freiheitskriege zum Militärmagazin, seit 1820 zum Schul- und seit 1848 bis jetzt zum Gemeindehaus benutzt. Dieser Bau ging gut von Statten, bis auf einen Unglücksfall, der einem der Männer den Fuß kostete, ein Vorgang in welchem Manche ein Gottesgericht finden wollten.

Wenden wir uns ins Oberdorf an dem Hause vorbei, in welchem der Minister Ludwig Winter einen Theil seiner Jugendzeit zubrachte (Siegwald) und an demjenigen, welches ein altes Pfarrhaus vielleicht das Diakonatshaus gewesen sein soll, so gelangen wir zum Gottesacker, hinter welchem das frühere Pfarrhaus stand, jetzt ein Bauernhaus. In sinniger Weise haben die Alten auf der höchsten Höhe des Dorfes das Todtenfeld angelegt: „Aufwärts strebt des Menschen Geist, denn droben ist seine Heimath“, aufwärts sollte auch der Leib getragen werden zur letzten Ruhe, näher zum Himmel, damit wenn droben auf den Bergen der Auferstehungsmorgen seine erhabene Pracht offenbaret, der stille Schläfer um so eher von der Posaune des Weltgerichtes geweckt werde. Eine weite Aussicht bietet der Ort, der von reizvoller Umgebung begränzt wird. An seiner östlichen Umfassungsmauer ist ein Leichenstein eingemauert, und wenn du das bedeckende Moos entfernst, liestest du die Inschrift: Ehrengedächtniß Herrn Mag. Seremias Smelin Specialis und Pfarrers zu Auggen 1613 den 18. Januar zu Bebenhausen geboren, 1698 den 5. May allhier gestorben 2c.

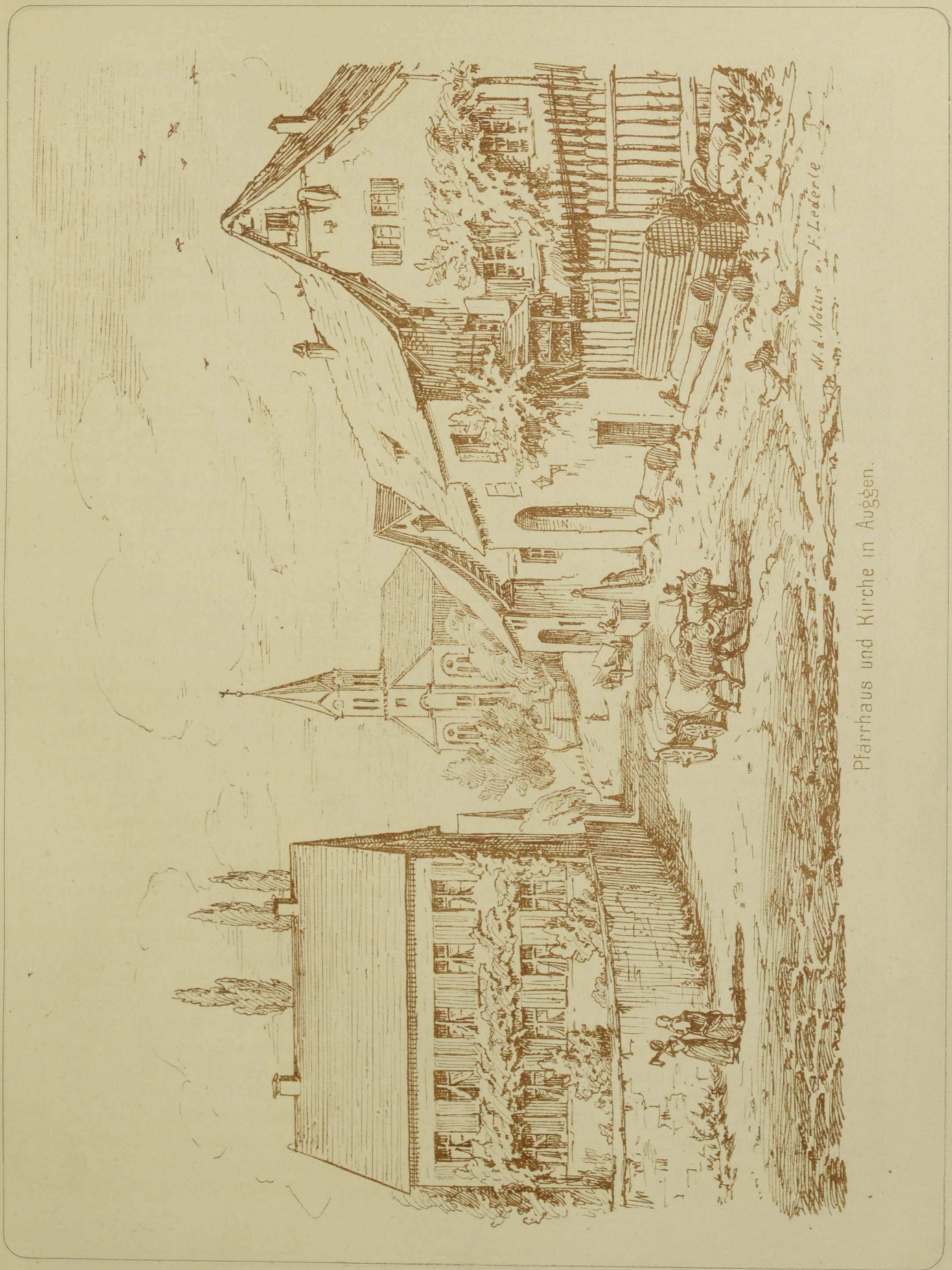
Dieser Pfarrer zog hier am 25. November 1651 auf und wirkte in der trübsten und bewegtesten Zeit der hiesigen Geschichte. Ihm verdanken wir genaue Nachricht über das Geschick unseres Dorfes in seinen Tagen. Er war der sechste evangelische Geistliche, soviel wir wissen, nach Florian Schott, Christian Durner, Rudolf Cäsar (Kaiser), M. Paul Meffert, Joh. Gregor Sartor. Er traf als hiesigen Lehrer Jakob Märkt und als Vogt den Dietrich Rogger.

Gmelin schrieb: bei seinem Aufzuge habe er Alles in sehr elendem Zustande und großer Unordnung gefunden, die Bürgerschaft vom alten Krieg her gar gering und sehr geschwächt, die abgebrannten Häuser noch ungebaut, die Kirche zu St. Pankratius gänzlich verwüstet, ohne Fenster, Stühle, und einige Zierrath. Das Pfarrhaus in Grund verdorben, das Schulhaus in Asche. Diese Gebäulichkeiten wurden nach und nach wieder hergestellt, unter den Kirchenbesuchern eine bessere Ordnung eingeführt „die jungen Maidlin, die gut singen konnten“ in der Nähe des Altars placirt, da keine Orgel vorhanden „die unzüchtigen Schulkinder vom Schulmeister mit einem Stecklein gezüchtigt; die stolzen, eigensinnigen meisterlosen Weiber, die sich bisher unterstanden mit ihrem Hausgesind manche Stühle allein einzunehmen und Andere auszustoßen“ in Schranken gehalten. Mit einer freiwilligen Weinsteuer von 11 Dhm, die aber, weil der Wein schlecht war, nur um geringen Preis zu Basel verkauft werden konnte, wurden die verlorenen Kirchengewerthe wieder angeschafft. Das fehlende legte Gmelin aus eigenem Beutel dazu. „Die abscheuliche Fastnachtsgewohnheit und Achermitwoch, so man bis dato mit höchster Schand und Aergerniß zu halten gepflegt, wurden abgeschafft.“ Den Filialisten von Bögisheim kaufte er „ebenfalls aus eigenem Gut“ um 8 Pfd. ein streitiges Stück Kirchenweg im Gehenhof. Des Domstifts Freihof wurde 1659 auch wieder hergerichtet. Die Einwohner kamen wieder zu Kräften. Aber der „leidige Türkenkrieg brach 1663 los“, man mußte Kriegssteuern entrichten und Mannschaft stellen, sogar die „Pfarrer mußten ein ganzes Jahr lang eine schwere Anlage und Türkengelder zahlen und zwei erschreckliche Kometsterne erschienen.“

Empfindlicher als dies traf unser Dorf der Ausbruch „der bösen Seuche“ (Pest) die von Basel aus 1667 eingeschleppt wurde; in 2 Monaten starben 20 Personen in der damals kleinen Gemeinde, der Ort wurde „verbannisirt“ und Handel und Wandel mit der Umgegend gänzlich verboten. Die Bögisheimer besuchten den Gottesdienst in Müllheim (wie jetzt auch und zwar ohne Pest). An der Hacher Schrenne (Hohlweg) war eine große Bretterhütte aufgerichtet, wohin die Auggener ihre Früchte, die Müllheimer Müller das Mehl lieferten und „beide Parthieen allzeit eines Büchschusses weit von einander bleiben mußten.“ Ostermontag 1669 wo der Bann relaxirt worden, feierte man im ganzen Markgräflerlande ein Dankfest, auf Lätare war auch die Türkenglocke wieder abgeschafft, auch die 1½ Jahre lang bannisirte Stadt Basel erhielt wieder freien Paß ins badische Land, nachdem der Markgraf Friedrich VI. sie besucht hatte. Die Seelenzahl des Kirchspiels stieg wieder auf 850—60 und unser Pfarrer wurde 1672 zum Spezial der Landgrafschaft Sausenberg nach Brodhag's Abgange, erhoben.

Jetzt nahm der s. g. holländische Nachkrieg, hervorgerufen durch Ludwigs XIV. Uebermuth, seinen Anfang. Die „Küris Reuter“ zogen an Auggen vorbei, es folgte großer Schnee, großes Gewässer, das Frevelgericht in Mütteln, ein „seltsames Zauberwerk an einem 4jährigen Kinde“ aus dessen aufgebrochenem Leibesgeschwür ein ganzer „Gumpistapfel“ hervorquoll, ein starkes Erdbeben am 6. Dezember 1674 und darauf die Kroaten, deren viele hundert nach einer im Elsaß durch Turenne erhaltenen Schlappe „aber ohne besondern Schaden ins Dorf kamen.“ Seltsame Wettererscheinungen und die Franzosen, welche Hiltelingen, Rheinweiler, besonders Neuenburg auf die unbarmherzigste Weise verbrannten, schreckten im Jahre 1675 unsere Leute. Ein Feind zeigte sich zwar noch nicht aber die „grazirende hitzige Hauptkrankheit“ raffte viele Einwohner fast 50 hinweg, dazu litt unser Dorf durch den Ausfall der Ernte und des Herbstes; die Witterung war so kalt wie seit Menschengedenken nicht, am 18. und 19. Juni schneite es im Schweighof, so daß der Schnee bis tief ins Thal herab, liegen blieb. „Der saure und doch theure Wein kostete 10 Pfd. bis 10 fl. per Dhm.“

Das Jahr 1676 war nach Gmelins Schilderung eines der verderblichsten für Auggen, denn nach einem grausamen Gewässer, „des erfolgten gemeinen Landruins leidiges und eigentliches Prognostikon“ kam Ende September die kaiserliche und Reichsarmee unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl von Lothringen, dem Ludwig XIV. vor dem Kriege sein Land genommen hatte, und hauste ganz kannibalisch,



Pfarrhaus und Kirche in Auggen.

ja noch ärger als die Franzosen. Dieser Heerführer und seine Untergebenen haben ihren Namen mit Schmach und Schande bedeckt in unserer Gegend, es scheint sie setzten eine Ehre darein die Leute und besonders auch die Geistlichen zu quälen weil sie protestantisch waren, sie glaubten deshalb sich weder von einem Gesetze noch von menschlichem Gefühle leiten lassen zu dürfen. „Um diese Zeit hat man einen köstlichen Wein hier geherbstet, davon aber wenig salvirt und genossen, weil die kaiserlichen und lothringischen Völker in das Oberland gekommen und Alles geraubt und ruinirt.“ Sie kamen nach der Uebergabe von Philippsburg, um Breisach dem Kaiser zu gewinnen, lagerten zuerst im Hochbergischen, dann bei Heitersheim und endlich auf dem Augheimer Feld, allwo sie bis zu ihrem Abmarsch in die Winterquartiere, die Offiziere im hiesigen Ort, einquartiert. In solcher Zeit ist alles im Lande drunter und drüber gegangen, nicht nur aller Borrath von Wein, Früchten, Viktualien, sondern auch fast alles Vieh und Hausrath von den Soldaten weggenommen, so daß allerdings und im Geringsten Nichts übrig geblieben; kein Pfarrer und Gotteshaus wurde geschont, die Fruchtbäume, Nebsteden, Faß und Butten verbrannt, kein Feind hätte übler hausen können, um deswillen das ganze Land flüchtig und Jedermann zu Basel in exilio gewesen, außerhalb etlicher Hausdiebe, die vollends nahmen was die Soldaten etwa übrig gelassen; Schaden wenigstens 10,000 fl. Mit den Pfarrern ging die Soldateska am übelsten um, den Pfarrer Marisfelder von Laufen säbelten die Kroaten nieder, den 84jährigen Pfarrer Kummer in Tannenkirch überfielen sie und plünderten sein ganzes Haus aus, stellten 100 Pferde in Stall und Scheuer und trieben den alten Mann ohne Hut, Kragen und Schuhe beim ärgsten Wetter und Roth hinaus, er ging nach Basel.

Dem Pfarrer M. Valentin Röchlin in Wießleth machten die Soldaten einen Strick um den Hals und wollten

alle andere Habe „so daß ihm in seinem hohen Alter nicht einmal ein gut Trünklein Wein oder eine warme Stube zu Theil werden konnte.“ So könnte von einem jeden Pfarrhause und jeder Kirche die Verlustliste noch weiter aufgezählt werden. Die Thüren, Fenster, Defen, Treppen, Böden, Stühle, Kästen u. s. w. wurden zerbrochen und verbrannt, die meisten Pfarrer, welche nicht bei Zeiten flüchten konnten, verloren buchstäblich Alles. In den Kirchen ging der ganze Innbau zu Grunde; 14 Glocken und 6 Uhren wurden gestohlen, es war wie Gmelin sagt „der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte.“



M. JEREMIAS GMELIN

Bebenhusa Wirtembergicus Specialis
Superintendens Susenburgicus, Pastor
Auggensis Marchicus, NATUS 18. Jan. 1613.
Obijt 5. Martij 1698 Aetatis 86.

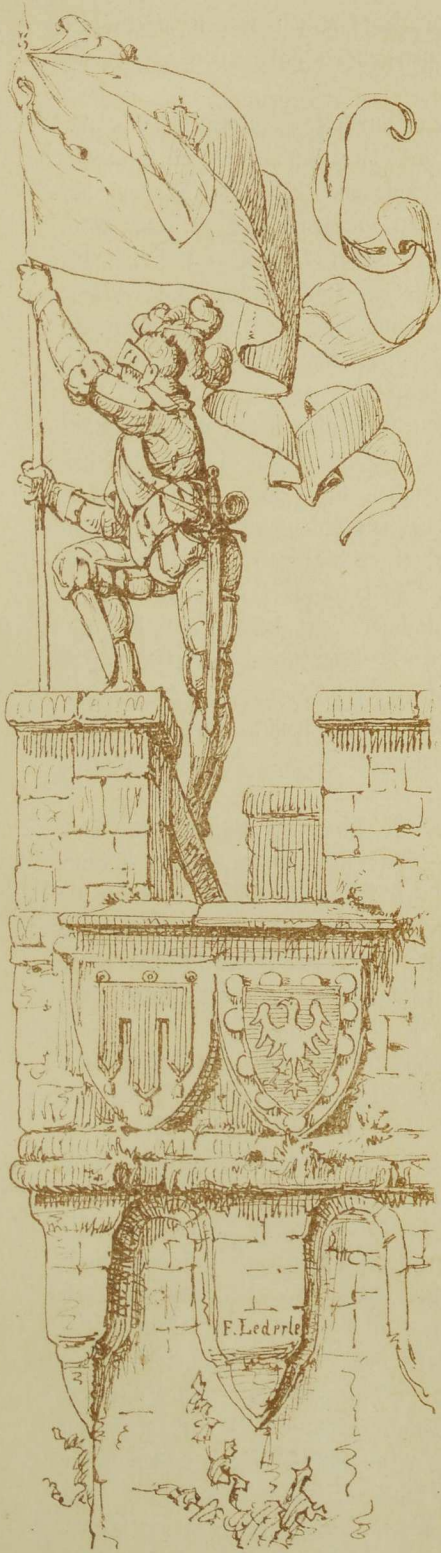
ihn aufhängen, er wurde kaum noch von einem Offizier gerettet. Dem Pfarrer Mauritti in Mappach ließen sie, nachdem Alles andere geplündert oder zerschlagen war, 10 Ohm Wein laufen. Pfarrer Beuther von Hasel wollte seine eigenen Sachen von den Soldaten wieder erkaufen, aber sie gingen so mit ihm um „daß er endlich ausreißen und die Flucht nehmen müssen.“ Der 76jährige Georg Reiß Pfarrer in Randern mußte zusehen wie „die Rabbatische Kroaten“ nicht allein den ganzen Besoldungs-Borrath, Vieh, Heu, Stroh mit vielem Verspott und Bedrohungen hinweggenommen, sondern auch

(Schluß folgt.)



Burg Lichteneck und die Pfalzgrafen von Tübingen.

(Fortsetzung.)



raf Konrad stellte im Jahre 1546 auf Erfordern der württembergischen Regierung dem Herzog Ulrich zu dem schmalkaldischen Kriege 8 gerüstete Pferde, obwohl er durch ein Schreiben der österreichischen Regierung und von seinen Verwandten gewarnt worden war, Ulrichen in diesem Kriege Hülfe zu leisten, da er eine Pfandschaft (Burgau) von dem Hause Oesterreich inne habe. Die Verwarnung erwies sich bald als begründet. Obgleich nach Punkt 15 des Heilbronner Vertrages zwischen dem Kaiser und Herzog Ulrich (8. Januar 1547) den Dienstleuten des letzteren Verzeihung zugesichert war, so zeigte es sich bald, daß sich solche auf Konrad, wegen seiner besonderen Stellung zum Hause Oesterreich, nicht erstreckte. Herzog Ulrich verwendete sich erfolglos für seinen Lehensmann. Im September des Jahres 1547 wurde von der österreichischen Regierung zu Ensisheim auf seine Güter und Habe, „liegendes und varendes, Pfandt und eigenthumb“ Beschlagnahme gelegt, die Burg Lichteneck, worin seine Frau und Kinder sich befanden, besetzt und alles was darin war „inventirt und aufgeschrieben.“ Er selbst mußte von den Seinigen weichen und scheiden. Im November erhielt er die Nachricht, daß eine kaiserliche Commission in Augsburg über ihn entscheiden werde.

Das Urtheil, welches im März 1548 über ihn zu Augsburg gefällt wurde, war niederschmetternd. Graf Konrad sollte zur Sühne seines Vergehens 20,000 fl. bezahlen und die Pfandschaft Burgau verlieren!

Die Zahlung dieser Summe, bemerkt er selbst in einem Schreiben an S. R. M., würde ihn, seine Hausfrau (eine Trudfessin von Waldsburg) und seine Kinder in ein unwiderbringliches Verderben setzen, da seine Vermögens-Verhältnisse durchaus nicht glänzend seien, denn er besitze zwei unbedeutende Schlösser und 4 geringe Dörfer, welche alle in einem solchen Landesort gelegen, „wo er gleich wein und tragt (Getreide) darinnen fallen habe, er solltichs zu gemainen jaren in ain ring gelt hingeben müsse.“ Er habe in Erfahrung gebracht, daß die R. M. von vielen stetten, stenden und sonderbaren (einzelnen) Personen, deren Kriegsvolk vor der Grenberger Clauseln und bei der einnehmung derselben gewesen, nicht weiter als ir ierlich einkommen ist, zu einem abtrag genommen, daher er underthenigst bitte, auch nur soviel von ihm zu nehmen, obgleich dieses schon ihn schwer ankome, da er als ein armer Graf sammt seinem Gemahel und seinen Kindern, was sie haben, und was ihnen ierlich darin falle, wol nottürftig brauche, während seine Alvordern, die Grafen von Tübingen, vor etlich hundert jaren vil mehr einkommens gehabt hätten, als er izund habe, und deßhalb vil mehr ab, als aufgestigen. (Schmid, S. 582 sq.) Hierauf wollten aber die kaiserlichen Rätthe nicht eingehen. Auf viele Bitten wurde endlich die Straffsumme auf 5000 fl. herabgesetzt in der Art, daß Oesterreich die Pfandschaft Burgau in Besitz nahm und das mehr des Pfandschillings an Konrad hinausbezahlte.

Unter Herzog Ludwig ließ Konrad im Jahre 1569 das württembergische Lehen wegen „Leibspflichtigkeit“ (Altersschwäche) durch seinen Sohn Georg in Empfang nehmen; bald darauf scheint er gestorben zu sein.

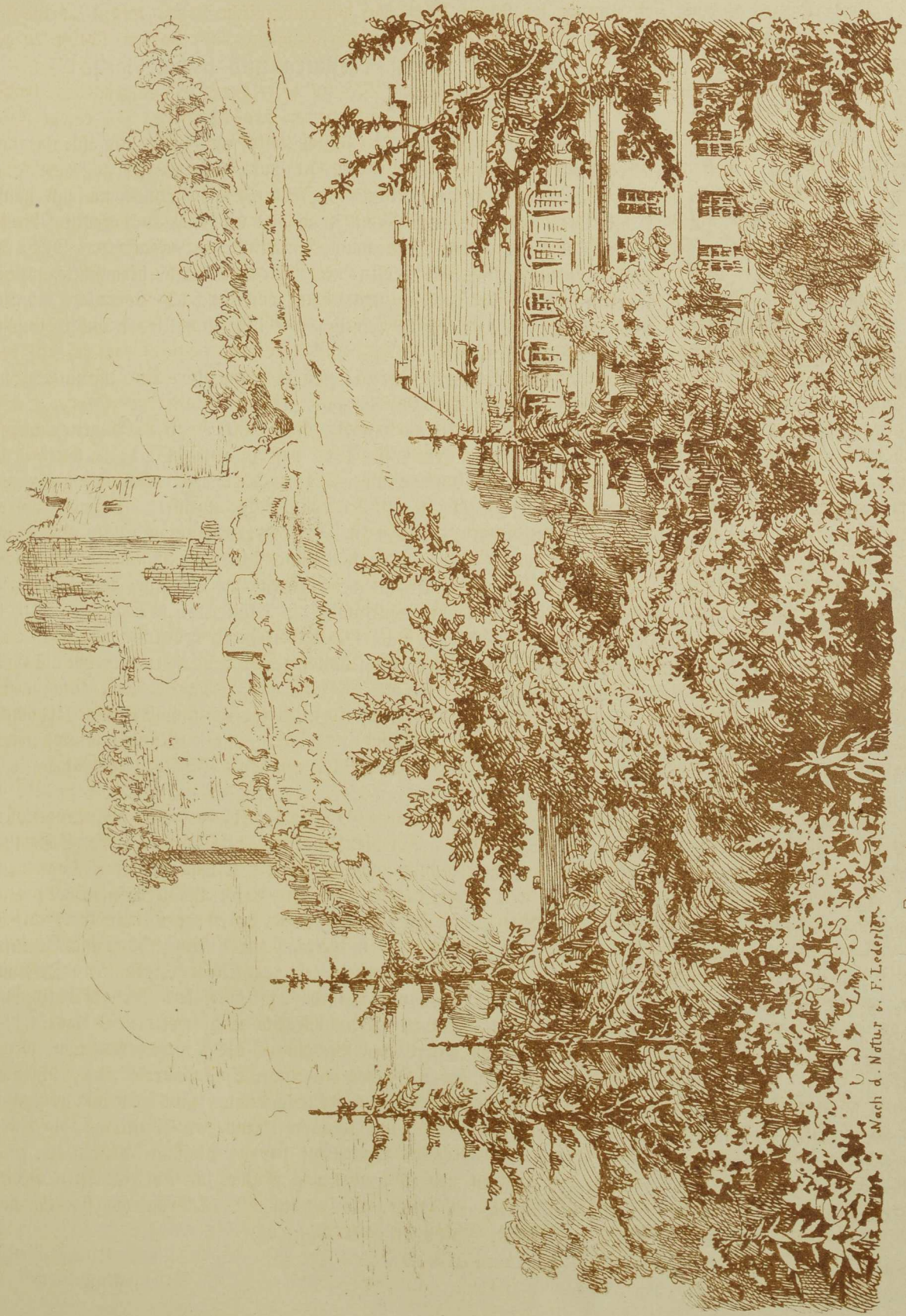
Von seinem Sohne hat man nur wenig Nachrichten. Bekannt ist er durch sein unglückliches Ende. Am 5. Februar des Jahres 1570 belustigte man sich im Schlosse zu Waldenburg mit einem Fastnachts-Spiele, wobei die Herren als Teufel, die Damen als Engel erschienen. Als ein Diener, der eine Fackel trug, den Grafen Georg von Tübingen und Eberhard von Hohenlohe zu nahe kam, fingen ihre Kleider, welche aus Flachs, Hanf und Pech bestanden, Feuer, das so schnell um sich griff, daß kein Löschen möglich war und beide unter den gräßlichsten Schmerzen noch in derselben Nacht starben. Georg wurde zu Dohringen beigesetzt. Er hinterließ seine Gemahlin, eine Gräfin von Erbach, mit fünf Söhnen, welche, da ihre Mutter bald starb, unter die Vormundschaft ihrer Großmutter, Katharina von Waldburg und ihres Oheims, des Grafen Georg von Erbach kamen.

Der älteste der fünf Söhne, Eberhard, ist seit dem Jahre 1590 fürstlicher Rath und Obervogt auf dem Schwarzwald und empfängt auch 1595 das württembergische Lehen, nämlich jährlich auf den Christtag 400 fl. Lehengeld und auf Invocavit 200 fl. Dienst- und Gnadengeld. Der zweite Bruder, Konrad, wurde 1593 von Herzog Friedrich von Württemberg zum geheimen Rath und Obervogt von Herrenberg ernannt und zu mancherlei Geschäften verwendet. Auf einer Reise in Angelegenheiten seines Herzogs im Jahre 1600 wurde er von einem seiner Begleiter, den er beschimpft hatte, bei Bischweiler im Elsaß lebensgefährlich verwundet und starb wenige Tage nachher. Er hinterließ einen unehelichen Sohn Namens Johann Georg, den er in seinem Testamente bedachte. Derselbe wurde im Jahre 1630 legitimirt und unter dem Namen „Kapitän Tübinger“ bekannt. Er war 1634 Kommandant des Schlosses Hohen-Tübingen, welches er am 16. September an den Herzog von Lothringen übergab, da er nur 70 Bürger zur Besatzung hatte. Er heirathete eine Tübinger Bürgerstochter, welche ihm mehrere Söhne gebar, die aber alle vor ihm starben.

Der älteste Bruder Eberhard starb im Jahre 1608. Er hatte alle seine Brüder überlebt. Von seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Schenken von Limpurg-Sonthem, hatte er drei Söhne, deren ältester, Georg Friedrich, am 26. April 1622 in der Schlacht bei Wimpfen fiel. Der zweite Sohn, Georg Eberhard starb im Jahre 1634 unverheirathet; der dritte, Konrad Wilhelm vermählte sich mit Gräfin Anastasia von Leiningen-Westerburg. Er starb im Jahre 1639 mit Hinterlassung einer Tochter, Elisabetha Bernhardina, welche sich mit dem Grafen Karl von Salm-Neuburg vermählte. Sie war der letzte Zweig ihres Stammes.

Während des dreißigjährigen Krieges wurde das Schloß Lichteneck mehrmals von den Kaiserlichen eingenommen, geplündert und zum Theil verwüstet. Am Neujahrstage 1634 eroberten die Schweden das Schloß, erschlugen die darin befindlichen Bauern und schonten nur die Soldaten. Drei Tage nach der Schlacht bei Wittenweier (9. August 1638) nahm Herzog Bernhard durch Vergleich Kenzingen und Lichteneck und legte in das Schloß eine Besatzung, welche bis zum Ende des Krieges daselbst verblieb. Der Commandant des Schlosses war, wie der Thennenbacher Mönch Conrad Burger, damals Beichtvater im Kloster Wunnenthal, in seinem „Raisbüchlein“ bemerkt, ein „gottloser Calvinist.“ Dennoch hielt er sich als guter Nachbar gegen das Frauenkloster und duldete sogar, daß das Vieh des Klosters in der Nähe der Burg auf den Matten weidete, weil es in der Gegend nur soweit sicher war, „als man mit den Doppelhacken reichen konnte.“ Auch gab er den Bewohnern des Klosters Nachricht, wenn fremde Völker im Anzug oder Streifpartien in der Nähe waren, und „Salvaguardi“ von Lichteneck waren häufige Gäste im Kloster. Doch traute der Mönch dem Commandanten nur halb und ergötzlich ist die Angst des Ersteren, als er einmal — es war just nach der Einnahme Freiburgs durch die Baiern — auf die Burg citirt wird und vom Commandanten die strenge Weisung erhält, die fünf Tuch Waizen jenseits der Elz, welche dem Schlosse gehörten, aber aus Mangel an Arbeitskräften bisher nicht eingeheimst werden konnten, alsbald mähen zu lassen und binnen drei Tagen vom Ertrag des Feldes 5 Viertel (30 Sester) Waizen auf das Schloß zu liefern.

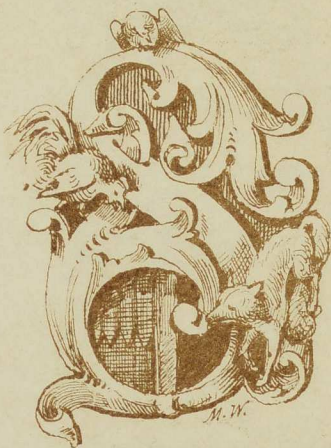
(Schluß folgt.)



Nach d. Natur v. F. Lederer.

Burg Lichtenneck u. Schloß d. Grafen Hennin.

„Heute Herr von Freiburg und nimmermehr!“



chon im Anfange des Jahres 1366 hatte Graf Egon umsonst versucht, verrätherischer Weise in die Stadt Freiburg einzudringen. Es war an Maria Verkündigung um Mitternacht, als er, wie die Chronik sagt, hauptsächlich von seiner Mutter Frau Anna von Signau, auch Herrn Mathias von Signau und Herrn Trautmann, seinem Vogte, aufgefordert, und durch Berräther unterstützt, mit Vielen des Adels zur Stadt heranschlich. Glücklicherweise aber hatte diese zuvor von dem Anschläge Nachricht erhalten, und der Graf mußte sich in seinen Erwartungen völlig getäuscht und beschämt zurückziehen.

Eine handschriftliche Chronik erzählt den ganzen Vorfall einfach, und darum nicht unwahrscheinlich, folgendermaßen:

Es kam damals ein armer Mann um Mitternacht gen Freiburg und klopfte freventlich an; da redete der Bürgermeister mit ihm, was er wolle? er wisse doch, daß ihm die Stadt verboten wäre. Jener antwortete, es wäre darum, daß er die frommen Herren von Freiburg warne, denn ihr Leib und Gut wäre verrathen und verkauft auf diese Nacht. Und bat den Bürgermeister, daß er ihn hereinlassen möge, er wolle ihm dann Alles entdecken. Da nahm ihn der Bürgermeister gefangen und meinte, er gehe nicht mit rechten Dingen um; aber der arme Mann sagte ihm sichern Grund. Kommt mit mir zu St. Johannes-Thor, da sitzt Einer unter einer Weide und hat die Schlüssel zum Thor, und wenn man ihm das Wahrzeichen gibt, so öffnet er: so ist auch die Brücke bei dem obern Thor mit Dung belegt und steht ein Wagen darauf, dieselbe soll auch von den Feinden gebraucht werden. — Da sie nun an die Orte kamen und die Sachen fanden, wie er gesagt hatte, ließ der Bürgermeister an die Glocke schlagen, sammelte die Gemeinde auf dem Kirchhofe, besetzte die Thore und die Straßen außerhalb zu dem Schloß, und redete denn Bürgern zu, sich ihres Leibes und Gutes tapfer zu schirmen. Das geschah zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht. Da war indessen Graf Egon mit den Seinigen so nahe zur Stadt gekommen, daß sie die Glocke hörten; dadurch aufmerksam gemacht, frug er, „was dies für ein Geläute wäre?“ Ihm erwiderte man: „es ist die Wartglocke;“ als er aber aufmerkamer hörte und das Geläute erkannte, rief er entsetzt aus: „O weh, heute Herr zu Freiburg und nimmermehr!“ Nichts desto weniger rückten sie fort mit dem Zuge gegen die Stadt; aber da sie merkten, daß sie ihren Willen nicht ausführen konnten und auch in das Schloß nicht kommen mochten, kehrten sie wieder von dannen und verbrannten den Mönchshof, der zu dieser Zeit mit vier Priestern von Thennenbach besetzt war, und gleich vor dem Mönchsthore lag.“ (Gegenwärtig Sichorien Fabrik der Herren Kuenger.)

Die Sage erweitert die Erzählung noch dadurch, daß sie beifügt, der Anzeiger hätte die Berräther und den Grafen in der Schenke zu Lehen, wo er unbemerkt hinter dem Ofen gelegen, belauscht; auch sei der Thurmwächter mit in den Berrath verflochten gewesen, indem er den Auftrag gehabt habe, durch eine Fackel den verschiedenen Abtheilungen ein gleichzeitiges Angriffszeichen zu geben. Deswegen dürfe seither weder Feuer noch Licht auf dem Thurme unterhalten werden. Ohne in diese gerade nicht wesentlichen Zusätze weiter eingehen zu wollen, genügt es wohl, noch nachträglich zu bemerken, daß seit dieser Zeit lange Jahre hindurch, immer auf dem Münsterthurme zur Mitternachtzeit das sogenannte Gräuselhorn geblasen wurde. Von diesem Augenblicke an wurde auch die Erbitterung immer heftiger, die Bürger fingen an, dem Grafen die Burg aus drei Lagern zu beschießen; vom Graben bei Allerheiligen, vor dem Diebsthore, von dem Münsterplatze bei dem Ritter und von der Oberlinde bei den Augustinern. Schon Mitte Mai war das Schloß in Schutt verwandelt, „die schönste Beste,“ fügt Tschudi (I. Theil S. 464) bei, „die im deutschen Lande war.“ Siegestrunken zogen nun die Bürger hinaus vor das Schloß zum Wiger oder Weiher, und gewannen auch dieses. (Der Weiherhof — nun Blinden Beschäftigungs-Anstalt mit anstoßenden Gebäuden.)

Dr. Heinrich Schreiber.



Ableitung des Namens Hachberg.



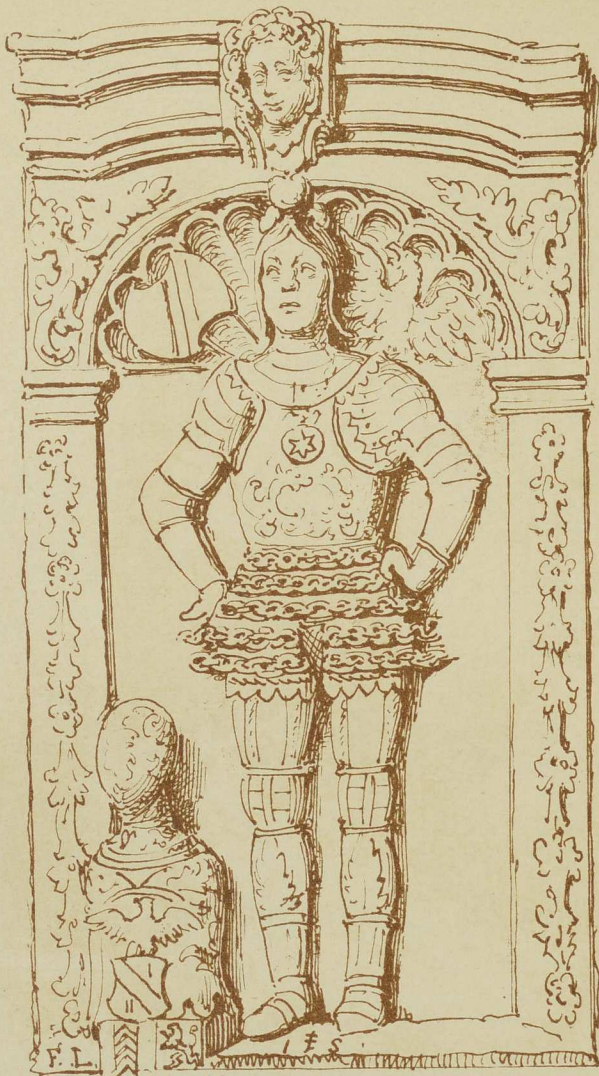
Das Schloß Hachberg, von welchem die ehemalige Markgraffschaft ihren Namen hat, wird zum erstenmal erwähnt in der Gründungs-urkunde des Klosters Thennenbach vom Jahre 1161. Der Name des Schloffes wird in den Urkunden meist Hachberg oder Hahberc, einige Male auch Hochberg geschrieben. Die letztere Schreibweise hat sich in der neuesten Zeit ausschließlich festgesetzt.

Früher noch als der Name des Schloffes findet sich der eines Zähringischen Dienstmannengeschlechtes von Hachberg, welches sich bis in das 14. Jahrhundert verfolgen läßt. (Herbst, die Burg Hachberg S. 32, Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins XII., S. 77.)

Ueber die Ableitung des Namens sind verschiedene Ansichten aufgestellt worden. Einige halten die Schreibweise Hochberg für die richtige und wollen den Namen von dem hohen Berge herleiten, auf welchem das Schloß erbaut ist.

Dem widerspricht sowohl der Umstand, daß die ältesten Urkunden Hachberg schreiben und daß diese Schreibweise bis in das 17. Jahrhundert vorwiegend im Gebrauch war, als auch die Thatsache, daß der Berg, auf dem das Schloß steht, gar nicht besonders hoch ist und von höheren Bergen in der Nähe überragt wird. Es ist deshalb anzunehmen, daß die Schreibweise: Hochberg erst in Folge dieser falschen Ableitung vom Worte hoch entstanden ist.

Eine andere Erklärung ist in einer Inschrift aus dem Jahre 1559 enthalten, welche sich unter dem Relief-Bilde des Markgrafen Karls II. befindet, das im Jahre 1749 auf Befehl des Markgrafen Karl Friedrich von der Burg Hachberg nach Emmendingen in die dortige protestantische Kirche versetzt worden ist. Dieselbe lautet:



Grabstein in der Kirche zu Emdingen.

Me primus Carolo imperante Magno Hacho unde nomen mihi A. DCCCVIII. erexit. Ornatiorem Carolus quondam Badae Marchio regnante Friderico III. fecit. Jam vero ob edacem ac rüinosam vetustatem Carolus magni animi Princeps, Badae et Hachbergae Marchio, cujus effigiem hic cernis, tum reinstaurari tum adversus hostiles impetus in sui suorumque munimen et refugium prompto subjectorum auxilio praemuniri curavit, gubernante Carolo V. Imp. Aug. P. F. Anno Dom. MDLIII.

Nach dieser Inschrift soll der Name Hachberg von einem gewissen Hacho stammen, der zur Zeit Karls des Großen die Burg gegründet habe. Dieselbe Ansicht vertritt Sebastian Münster in der Kosmographie (Sachsbad. Gesch. I., S. 392): „Es ist zu merken, daß die Herren von Hachberg sollen mit dem großen Kayser Carlen aus Italien kommen seyn, und der erst Hacho geheissen haben, der war ein freudiger starker Herr, und hawet das Schloß in Breisgöw, und nennet es nach ihm Hachberg.“ Auch Wolfgang Lazius (de migrat. gentium p. 402) ist derselben Meinung und fügt noch hinzu, von diesem Hacho sei das deutsche Sprichwort herzuleiten, da man zu einem harten und wilden Menschen zu sagen pflege: „Du bist ein wilder Hach“, welches aber von einem ganz anderen Worte herrühre.

Der Name Hacho (Hacco, Hagio, Hagino)

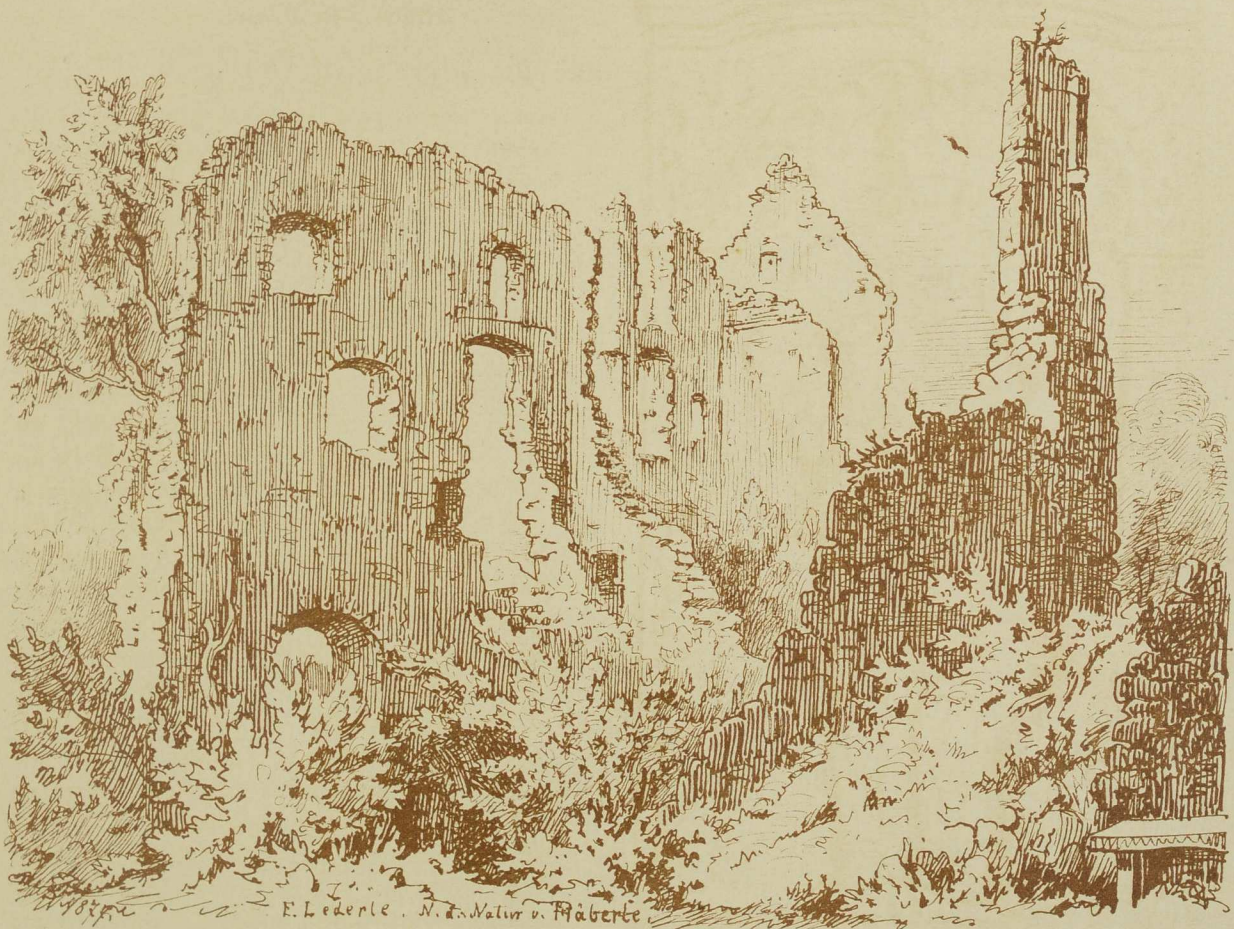
kommt in der That im Mittelalter einige Male vor (Sachs S. 391). Im 13. Jahrhundert wird in einer Urkunde des Klosters St. Blasien ein Breisgauischer Ritter Namens Heinrich von Hacha angeführt. Ein Ort Namens Hach liegt nicht weit von Auggen.

Die Sage jedoch von dem Ritter Hacho, dem angeblichen Gründer der Burg Hachberg, wie sehr sie auch am Ende des Mittelalters verbreitet gewesen sein mag, ist nichts weiter als eine etymologische Mythe, deren Gattung bekanntlich zahlreich verbreitet ist und die entsteht, wenn die ursprüngliche Bedeutung des zu erklärenden Wortes in Vergessenheit gerathen ist. Das Wort Hachberg kann unmöglich von dem Personennamen Hacho abgeleitet sein, weil es alsdann nicht Hachberg, sondern Hachesberg oder Hagsberg heißen müßte nach Analogie von Hagsfeld, Hugsweiler (Hugonis villa), Eckartsberg. Es kommt vielmehr von dem Worte: der Hach, Gen. Hachen, welches im 17. Jahrhundert Hagen lautete (so stets in den Emdinger Stadtrechnungen von 1617 an) und einen Stier bedeutet. Daher das mittelalterliche Sprichwort: Du bist ein wilder Hach.

Hachberg bedeutet demnach Stierberg, mons tauri.

Ob in dem Gedichte Hartmanns von der Au, welches mit den Worten beginnt:

„Der Hachen han ich manigen Tag
 „Gelaufen nach;
 „Da nieman Stete finden mag,
 „Dar was mir gach“,



Hochburg (Oberer innerer Theil.)

das Schloß Hachberg gemeint sei, wie Schreiber im Taschenbuch für Geschichte, 5. Jahrgang S. 407 vermuthet, lasse ich dahin gestellt, zumal eine andere Lesart „Herr Hachen“ lautet. Ein Ritter von Hacha wurde bereits erwähnt.

Daß meine Ableitung des Namens Hachberg richtig ist, beweist das Wappen der Dienstmannen von Hachberg. Es ist ein sogenanntes redendes Wappen. Wie die Grafen von Toggenburg eine Dogge (Schreiber, Urk. B. Tafel IV., 5), die Herren von Falkenstein einen Falken, die Turner einen Thurm (Schreiber, Tafel VI., 7. 19), die von Hornberg das Horn im Wappen führten, so hatten die von Hachberg in ihrem Wappen einen Hachen.

Das Siegel des Johannes Wolfram von Hachberg, welches sich an der Urkunde vom 18. Februar 1311 (Zeitschr. für die Gesch. des Oberrh. Band XII., S. 77) befindet, hat nach Mone im dreieckigen Schild einen Dachsenkopf, dem an der linken Seite vom Horne herab ein widerhackiges Instrument hängt, das aber nicht deutlich genug ausgeprägt ist, um es zu erkennen. Die Umschrift lautet: † S. JOHANS. DCI. WOLFERAN.

Diaconus Maurer.

Burg Lichtenek und die Pfalzgrafen von Tübingen.

(Schluß.)



em Befehl war die Drohung angefügt, im Fall der Unterlassung der Lieferung werde das Kloster in Brand gesteckt. Es gelang dem Beichtiger einige Bauern aufzutreiben, welche den Waizen mähten und in der großen Conventstube ausdroschen. Bei der Ueberführung der 5 Viertel nach dem Schlosse, welche mittelst eines Rahnes auf der Elz bewerkstelligt wurde, wäre Burger beinahe ertrunken, da er, des Ruderns unkundig, mit dem Rachen von der Strömung über das Kenzinger Wehr hinunter getrieben wurde. Nach vieler Mühe gelang endlich ihm und seinen Bauern die Fruchtsäcke auf das Schloß zu schaffen. Der Tyrann, bemerkt er am Schluß seines Berichts, gab uns nicht einmal einen Tropfen Wein zur Erquickung. Doch hatte das Kloster einen erklecklichen Gewinn bei dem Handel.

Während des Krieges hielt sich die pfalzgräfliche Familie meistens in Straßburg auf, woselbst sie seit den Zeiten Konrads III. († 1506) ein Haus besaß. Nach dem Aussterben der männlichen Glieder des Hauses, hörte natürlich die Auszahlung des württembergischen Lehngeldes, das schon längere Zeit vorher spärlich geflossen war, gänzlich auf. Gräfin Anastasia gerieth mit ihrer Tochter in Straßburg häufig in große Noth, wobei sie noch durch allerlei Ansprüche und Prozesse ihres Veters, des Kapitäns Tübinger, bedrängt wurde.

Da nach dem Kriege ihre Besitzungen sehr verschuldet waren — es hafteten auf denselben 49,500 fl. Schulden, — so verkaufte der Gemahl der Elisabetha Bernhardina, Graf Karl von Salm-Menburg, im Jahr 1660 die Herrschaft Lichtenek, wozu außer dem Schlosse die Dörfer Hecklingen, Schelingen, Forchheim und $\frac{5}{11}$ von Niegel gehörten, nebst allen Ansprüchen der pfalzgräflichen Familie an Limburg und Sasbach um 75000 fl. an Freiherrn Heinrich von Garnier.

Fünfzehn Jahre darnach wurde das Schloß Lichtenek von den Franzosen zerstört. Es war am 10. April 1675*, als der französische General Vauban mit ungefähr 6000 Mann und etlichen kleinen Stücken morgens frühe nach Kenzingen kam und alsbald vor Lichtenek zog, worin seit dem Jahre 1673 eine kleine kaiserliche Besatzung von 42 Mann lag. Um 8 Uhr Vormittags begann die Beschießung und währte bis den andern Tag in die Nacht. Da der Besatzung des Schloffes die Munition ausgegangen war, mußte sie sich ergeben und wurde gefangen nach Breisach abgeführt. Den folgenden Tag wurde das Schloß angezündet und sammt vielen Früchten und Wein verbrannt. Das Dorf Hecklingen wurde rein ausgeplündert, die Kirche geschändet, das Sacrarium aufgebrochen, das Ciborium hinweg genommen, die Meßgewänder und Fahnen zerrissen, das „mirakulose Frauenbild“ aller seiner Kleider beraubt. Der Pfarrer selbst wurde zweimal bis auf's Hemd ausgezogen und seine Habe geplündert. Auch in Kenzingen ging es übel her.

Nach dem Tode des Freiherrn Leopold von Garnier übertrug dessen Wittve die Herrschaft Lichtenek 1721 unter Vorbehalt deren lebenslänglicher Nutznießung an den Grafen Hannibal Maximilian von

* Burger in seinem Itinerarium schrieb den 15. April. Er scheint sich aber im Datum geirrt zu haben, wie aus folgender Notiz einer Beilage zur Emmendinger Stadtrechnung von 1675 hervorgeht: „Als den 10. April die Franzosen Lichtenek eingenommen und der Oberst-Lieutenant La Brosse mit einer Partie hier durchgezogen, hat man ihnen Wein und Brod vor das untere Thor geben müssen.“

Schauenburg, von welchem sie an die Frau Prinzessin Elisabeth von Baden kam, welche sodann in Riegel residirte. Als dieselbe starb, ging sie an den Fürsten von Schwarzenberg über, insoweit dazu noch die Dörfer Riegel, Forchheim und Schelingen gehörten, welcher sie aber schon im Jahre 1812 an das Haus Baden verkaufte.

Das Dorf Hecklingen aber veräußerte schon im Jahre 1750 der Sohn des Obigen, Graf Christoph von Schauenburg mit der Ruine Lichtenecck an den Kaiserlichen Regierungs-Kommissär von Grechtler, und dieser 1774 an den Grafen Karl von Hemin Geheimrath und Landvogt des letzten Markgrafen von Baden-Baden August Georg, der Großvater der jetzigen Besitzer, der sich bald darauf am Fuße des Lichtenecker Berges ein neues Schloß erbaute.

Das zerstörte Schloß wurde nicht wieder aufgebaut. Eine Abbildung desselben befindet sich auf dem Altarblatt des Chores der Pfarrkirche in Hecklingen; sie ist aber sehr undeutlich und, wie es scheint, erst nach der Zerstörung des Schlosses verfertigt.

Ein Besuch der immerhin noch sehenswerthen Ruinen wird am besten von Kenzingen aus bewerkstelligt, von wo das Schloß nur eine halbe Stunde entfernt ist, der Schloßweg beginnt unmittelbar unterhalb des Dorfes Hecklingen und der gräflich Hemin'sche Verwalter ist gern bereit dem Besucher den Schlüssel zum Innern des Schlosses anzuvertrauen. Der Weg führt durch einen Weinberg aufwärts, welcher sich bis an den Fuß der Ruine erstreckt — und nach kurzem Aufstieg befindet man sich im Schloßgraben, aus welchem eine Treppe ins Innere führt. Darinnen ist zwar nicht mehr viel zu sehen, aber wundervoll ist die Aussicht noch auf die Rheinebene und Kaiserstuhl. Unstreitig ist hier oben einer der schönsten Punkte im ganzen Breisgau. Die Stelle bei Riegel, wo sich Elz, Glotter und Dreisam vereinigen, liegt in unmittelbarer Nähe und weithin lassen sich die glänzenden Linien der drei Flüsse mit dem Auge verfolgen. Fern im Süden begrenzen Belchen und Blauen den Horizont, bei hellem Wetter erblickt man sogar den Jura. Im Westen ist die ganze Kette der Vogesen sichtbar; nur ein kleiner Theil derselben wird vom nahen Kaiserstuhl verdeckt. Die Michaelskapelle auf dem Riegeler Berg, die Katharinenkapelle und die Neun Linden auf dem Gipfel des Kaiserstuhles sind nicht weit entfernt. Nach Norden reicht der Blick bis in die Gegend von Straßburg, dessen hohes Münster noch deutlich zu erkennen ist.

Ein schönes Mäzchen in einem wahren Garten Gottes war das Erbe, welches den Pfalzgrafen von Tübingen nach Verlust ihrer schwäbischen Besitzungen zufiel! Was Hebel in seinem Lied: „der Schwarzwälder im Breisgau“ von der Probstei Bürgeln singt:

3' Bürgeln uf der Höh,
Nei, was cha me seh!
D, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überall
3' Bürgeln uf der Höh!

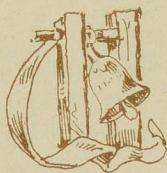
läßt sich eben so gut auf Lichtenecck anwenden. Merkwürdig! Die Pfalzgrafen von Tübingen waren nicht die ersten, welche vom schwäbischen Hochland und vom Schwarzwald in die sonnigen Gefilde des Breisganes herunter gestiegen sind; vor ihnen thaten es die Grafen von Urach und noch früher die Bertilionen, die Ahnen der Herzoge von Zähringen und der Markgrafen von Baden und Hochberg. Das Land, um dessen Besitz einst Gallier und Germanen, Römer und Allemannen gestritten hatten, scheint von jeher Anziehungskraft auf die Nachbarn ausgeübt zu haben.

Daß das Schloß Lichtenecck dessen ungeachtet von Fremden gar nicht und von den Nachbarn nur selten besucht wird, hat vielleicht seinen Grund darin, daß es weder den einen noch den andern bekannt ist. Die unansehnlichen Ruinen, welche man beim Vorüberfahren in geringer Höhe erblickt, haben nicht viel Verlockendes und die Leute, welche in Kenzingen die Eisenbahn verlassen, pflegen nicht ihrem Vergnügen nachzugehen. Und doch ist ein Besuch des Schlosses lohnend und läßt sich ohne große Anstrengung von Freiburg aus in einem halben Tage ganz gut bewerkstelligen.

Diaconus Maurer.

Anmerk. Auf S. 8 Zeile 9 dieses Jahrg. ist zu berichtigen, daß es der Vater der jetzigen Besitzer, Peter Graf von Hemin war, der in der Ruine eine Mauernische durch eine Thüre abschließen und zu einem Zimmer herrichten ließ.

Das Christglöckchen.



Jeder würgt und brennt der Franze
Als ein grimmer Feind im Land;
Starr vor Schrecken
Sieht der Breisgau Dorf und Flecken
Gingeäschert durch den Brand.

Hecklingen, du armes Dörfchen!
Dich auch schont nicht seine Wuth;
Ohn' Erretten
Wandelt dich zu wüsten Stätten
Der Vernichtung wilde Gluth.

Selbst des Kirchleins heil'ger Frieden
Hemmt nicht des Frevels Gang;
Weh! zerfallen
Liegst auch du, und Seufzer schallen,
Wo das Lob des Herrn erklang.

Unter Schutt und Kreuzestrümmern
Steht dort eine bleiche Frau;
Die Geberde
Spricht von Kummer, und zur Erde
Kollt ihrer Thränen Thau.

„Ach die Stätte selbst verwüftet —“
Ruft sie, „wo mein Kind geruht;
Wo gefunden
Balsam ich für herbe Wunden,
Find ich jetzt nur Schmerzensgluth.

„Weihte dir ein Silberglöcklein,
Trost mir selbst in frühem Gram,
Heil'ge Stelle,
Ach, wie scholl's so rein und helle
Zimmer, wenn die Christnacht kam!

„In dem Brunnen dort verborgen
Blieb dem Feind des Glöckchens Werth,
Doch verschüttet
Ist er jetzt und wüßt, zerrüttet,
Drüber Stein auf Stein geschwert.

„Nimmer soll ich wieder hören
Glöckchen dich, so hell und rein;
Wenn zu dienen
Dir, o Christ, die Nacht erschienen,
Ach, dann schweigst nur du allein!“ —

So ergießt sich ihre Klage
Oftmals an der Stätte dort;
Naß die Wange,
Hörcht sie jedem Glockenklange,
Und verläßt in Gram den Ort.

Sieh, da weicht der Franze wieder,
Neu erstehet Kirch' und Haus,
Keine Hände
Finden aber jene Spende
Aus des Brunnens Schutt heraus.

Und so ist die Nacht gekommen,
Die des Heiles Anbeginn;
Und zu neuer
Freudenvoller Christnachtfeier
Walt nun Alt und Jung dahin.

Gramgebeugt erhebt die Eine
Auch von ihrem Lager sich,
Geht beklommen,
Schweigend, mit den andern Frommen,
Aber blutend innerlich.

Fremde Glocken hört sie tönen
Zu der Stunde Weibegruß;
Ihre Gabe
Liegt im finst'ren Trümmergrabe,
Und die Stelle tritt ihr Fuß.

Horch, da summt es leise — leise —
Gi, woher solch süßer Hall?
Rein und helle
Klingt's herauf aus dunkler Stelle —
Das ist ihres Glöckchens Schall!

Und mit ahnungsfrohem Herzen
Fällt auf's Knie sie hin zur Frist;
Kann nicht scheiden,
Muß ihr Ohr am Klange weiden,
Denn ihr Glöckchen schallt dem Christ! —

Wieder auch, seit dieser Stunde,
Ward's in ihrem Innern licht,
Stille Wehmuth
Ward ihr Schmerz, und fromm in Demuth
Lebte sie und klagte nicht.

Und mit jeder Christnachtfeier
Hört man noch das Glöckchen dort,
Rein und leise
Schallt's in wunderbarer Weise,
Und geheiligt ist der Ort.

Joh. Nep. Vogl.

Auggen.

Eine Dorfgeschichte. (Schluß.)

A



Rathhaus in Auggen.

icht lange war dieses durch die eigene Reichsarmee (Raubarmee) so schreckensvolle Jahr zu Ende gegangen, als, schon vom 15. Januar 1677 an, französische Streifkorps anfangen von Breisach aus ihre Einfälle zu machen. Freund und Feind vereinigten sich unsere Gegend zu ruiniren. Die mangelhafte Kriegsführung der kaiserlichen Generale war nicht im Stande das Land zu schützen. Der Haß der Oesterreicher gegen das Markgrafenland, durch religiöse Hegerien entstanden, war so groß, daß sie neben den Erpressungen, noch die Markgrafen und die Unterthanen mit Schimpfwörter verhöhnten. Die drei nachfolgenden Kriegsjahre bieten eine zusammenhängende Kette von Mißhandlungen,

Gewaltthaten, Beraubungen*, Mordbrennereien, Beschimpfungen von Freund und Feind, daß dem Forscher bei der übersichtlichen Zusammenstellung dieser Thatfachen das Herz blutet und es mich nicht wunder nimmt, wenn die armen Leute damals glaubten der Weltuntergang wäre nahe. Endlich am Sonntage Quasimodogenitti 1679, konnte die Friedensbotschaft verkündet werden.

Kaum aber hatte man angefangen sich von den ausgestandenen Drangsalen zu erholen, so brach der orleanesische Krieg aus „es gab eine allgemeine Landsflucht wegen der irruptio Gallorum.“

Am 10. September 1690 kam die ganze französische Armee unter Anführung des Dauphin nach Müllheim und hierher. Zener residirte im Landschaftshaus in Müllheim, die übrigen Officiere in Niederauggen „die Stück aber und Artillerie lagen auf dem kleinen Felde. Da ist insonderheit der Flecken Auggen höchst erbärmlicher Weis ruinirt. Die Kirche mit allem Ingebäu, das Pfarrhaus, fast alle Häuser, Scheunen und Stallungen im Oberdorf verwüstet, so daß kein Stücklein Dielen übrig blieb.“ Im Unterdorf „wo die fürnehmsten Officire logirt“ sind noch einige Häuser erhalten. Der Nebberg, der einen schönen Herbst versprach „totaliter Ruinirt, die Nebstöck verbrannt, die Neben größtentheils zertreten oder abgeschnitten. Der Verdruß kaum zu beschreiben.“ Hier war es am ärgsten „es hatte das Ansehen, als ob alle wüthende Teufel aus der Hölle frei gelassen, Alles in Grund zu verderben.“ Es galt also zum drittenmal die Verwüstungen, welche auch dieser Krieg hier angerichtet hatte, zu repariren und die vielfachen Wunden zu heilen. Smelin aber beschloß seine irdische Lebenszeit nach 66jähriger Amtsthätigkeit, nachdem er in den letzten Jahren eine Amtsunterstützung erhalten, in sanftem Tode 1698. Unter seinem dritten Nachfolger, der erste hieß Wild, der zweite Bergmann Namens J. B. Höcklin entstand der schon oben erwähnte große Brand 1727 am 18. Oktober, der in der Ellenfurt ausgebrochen sich bis über die Nikolauskapelle erstreckte und 3 Tage und 3 Nächte dauerte. Die Einwohner bedurften lange Zeit, bis sie sich von diesen Kriegs- und Brandkalamitäten erholt hatten. Die großen Höfe in Unterauggen entstanden noch im vorigen Jahrhundert, das laufende brachte erst die geschilderten Verschönerungen.

* Insbesondere erlitt die Gemeinde durch den Verlust von 350 Säcken Getraide, die man nach Basel in Sicherheit bringen wollte, die aber bei Friedlingen von den Kaiserlichen abgefaßt und sammt allen Wagen gestohlen wurden, einen großen Schaden von über 8000 Pfd.

Des einstigen hiesigen Bergwerks Erwähnung zu thun, dürfen wir nicht vergessen. Beim Graben eines Brunnens stieß man 1828 auf eine Bohnerzader; auf der Südseite des Dorfes legte man die Grube an und der Staat nahm sie für die Eisenwerke in Oberweiler und Kändern in Betrieb. Noch 1846 waren die Schachte im Bau, aber als die Ausbeute die Unkosten nicht mehr deckte, und auch eine Privatgesellschaft keine bessere Geschäfte machte, wurden die Werke am Ende der fünfziger Jahre verlassen, nachdem einer der Bergleute beim Zusammensturz eines Schachtes sein Leben eingebüßt hatte. Jetzt 1875 ist der „Erzbuck“ zum Rebhügel gemacht worden.

Im Frühjahr 1876 am 27. April, wurde hier in der „Röthe“ in einem Nebstücke der Familie Schaub, ein Münzfund von etwa 1000 Stücke gemacht, welcher durch seine Reichhaltigkeit merkwürdig ist. Man zählte circa 250 Brakteaten und Halbbrakteaten, deren Gepräge die Wappen der Städte Basel, Freiburg, Breisach, Thann, des Breisgau und der Grafen von Freiburg zeigen, sodann waren es Münzen mehrerer Reichsstädte, einiger Grafen und Bischöfe aus den Jahren 1500 bis 1522, sowie auch einige italienische Thaler des Galeazzo Visconti Sforza 1470 und 3 Goldstücke der hohenzollerbrandenburgischen Markgrafen Friedrich und Sigismund vom Jahre 1490, die gefunden wurden. Da keine Münze eine spätere Jahreszahl als 1523 zeigte, so nehmen wir an, daß dieselben im Bauernkriege von 1524 (Frühjahr) oder kurz vorher verborgen worden sind.

Verweisen wir zum Schluß noch einen Augenblick bei der Betrachtung des hiesigen Volkscharakters, so lassen sich schon äußerlich die 3 Elemente des keltischen, römischen und alemannischen Typus unterscheiden, jedoch mit bedeutender Ueberwiegung des letzteren, der auch dem Ganzen das innere Gepräge aufdrückt. Wenn überhaupt „in der neuen germanischen Menschheit von Anfang an das Prinzip der freien Individualität vorherrscht und darin der charakteristische Grundzug liegt, der sie von der alten Welt scharf unterscheidet“, so ist dies hier besonders zu finden. Ein ausgeprägter Zug des Selbstgefühls, der sich mit Allem zuerst in Opposition setzt, aber später sich doch dem als Gut anerkennt, wenn auch mit Widerstreben fügt, tüchtig in der Arbeit, Freiheitsliebend, oft nur die rauhe Seite zeigend — so stellt sich der Charakter im allgemeinen dar. Bei der Einführung der Reformation beklagte sich Pfr. Florian Schott über den hiesigen „Ungehorsam und Gottlöse“, der vogt ein voller zapf, das er schier verschwüre er muß in Ibskrankheit fallen, wo er nit voll wäre; haben ein geschwätz und wesen im Glockhuß während der predig; haben was neues nit erdichtet und wenn sie sich gefüllt haben, kommen sie umb mitternacht, haben dermaßen ein Hundsgeschrei, das zu erbarmen.“ Ein Jahr später heißt es: „haben kein Schul, brauchen guten Kirchengesang, kein wallfartisch Biltniß, kein öffentliches Lasterperson, aber grausam Goglestern und Vollsauen.“ „Der Bader sei unter der Kirchtür gestanden und die Zungen gegen den Pfarrer ausgestreckt.“ Interessant ist jene Geschichte vom Jahre 1795 wo die hiesigen Einwohner mit dem in Badenweiler gerade weilenden Markgrafen Karl Friedrich, mit den Waffen in der Hand „reden“ wollten, damit einige Jagdfrevler nicht nach Lörrach in's Gefängniß abgeführt werden dürften. Der damalige Vikar G. Fecht beruhigte die Aufgeregten und die Sache ging noch ziemlich glimpflich ab. Wie sehr viel besser ist es jetzt geworden! Die Feier verschiedener Feste, theils von allgemeiner, theils örtlicher Veranlassung: Hebel-, Gesang-, Feuerweh-, Denkmal-, Sieges- und Fahnen-Feste, tragen bei zur Hebung des nationalen und bürgerlichen Sinnes, der politischen und religiösen Bildung! Mag unser Ort in tüchtiger Entwicklung und schöner Zukunft fortschreiten!

Gd. Chr. Martini.





Im Frühling.

inaus, hinaus in's Freie! die Frühlingslüfte weh'n,
Die Bäume, Büsche grünen im Thal und auf den Höh'n.
Die Lerche fröhlich singend die blaue Luft durchzieht,
Es schallt von allen Zweigen der Vögel munt'res Lied.

Welch Hüpfen, Singen, Springen, welch Jubeln überall,
Wohin der Frühling ziehet, durch Wälder, Berg und Thal!]
Entsprossen seinen Spuren in heller Farben Pracht
Die jungen duftigen Blüthen, in jeder Frühlingsnacht.

Umwelt von lauen Lüften, umschwirrt von Vogelsang
Zieh'n wir auch durch die Thore mit fröhlichem Gesang;
Vergessen sei, was düster das Herz umfangen hält!
Fort in die frische freie Natur, in Gottes Welt!

Durch duft'ge Tannemwälder, auf lichte, luft'ge Höh'n,
Dort wo in blauer Ferne fast ganz vergessen steh'n
Verwittert alte Mauern, die einstens stolz und kühn
Und trotzig niederblickten, dort zieht's uns mächtig hin.

Jetzt endlich ist erklommen die Höh' in heißer Gluth,
Da wird, auf weichem Moose im Schatten ausgeruht;
Das Aug schweift mit Entzücken weit in die Lande hin,
Bis dort, wo die Vögesen die deutsche Grenze zieh'n.

Die Bäche Silberstreifen, der Strom ein glänzend Band
Durchziehn das Land und flimmern im Mittagssonnenbrand.
Weich feierliche Stille! Nichts regt sich weit und breit,
Nur leise, leiser flüster's und flüster's im Gezweig.

Aus den verfall'nen Mauern thürmt nach und nach sich auf
Die Burg aus alten Zeiten, die Thore gehen auf
Und Ritter, Knappen, Knechte beleben jeden Raum,
Das Burgfräulein hold münzig, steigt nieder. Wär's ein Traum?

Was schwebt an den Gestalten vorbei, zu uns daher?
Die Sag' ist's, die Geschichte, im luft'gen Kleid' die Mär'!
Die Märe hüpfend lachend, die Sage freundlich mild,
Ernst schreitet die Geschichte, und gibt ein treues Bild.

Von trüben heitren Tagen, von längst verschwundner Pracht
Von Kämpfen, Jagd und Spielen, von jugendmuthiger Kraft;
Die fernen Kriegeswetter ziehn unheil kündend her,
Die stolzen Mauern stürzen, die Burg liegt öd' und leer.

Wenn die Geschichte schweiget, ist Sag und Mär bereit,
Mit Bildern auszumalchen die längst vergangene Zeit.
Wir lauschen jedem Worte, das sie uns leis vertraut,
Und geben treulich wieder, was wir gehört, geschaut.

Wir „schau'n ins Land“ und bringen, was wir all dort geseh'n
In Lied, Geschicht' und Bilde: die Thäler, Schluchten, Höh'n,
Ruinen, Klöster Kirchen, die Städte, Land und Leut'
Wie heut der Breisgau blühet, wie's war vor alter Zeit.

M. W.



St. Severin Kirche (Nordwestl. Seite.)

Der Mauracher Hof mit dem St. Severinkirchlein.

So sich das Elzthal in die Ebene verliert, zwischen Buchholz Vordersexau und Denzlingen, zieht sich ein vereinzelter Hügel von Osten nach Westen, etwa 2 Kilometer lang, und in seinem westlichen und höchsten Theile etwa 50 Meter hoch. An seiner nördlichen mit Wald bepflanzten Seite fällt er steil ab gegen die Elz zu; die südliche Seite hat ein sanftes Gehänge, und ist theilweise mit Reben bepflanzt. Auf dieser Seite, am östlichen Ende befindet sich ein großes Hofgut, der Mauracher Hof genannt; über demselben, auf der Höhe des Hügels sind die Ruinen eines Kirchleins dem St. Severin früher geweiht, das „Muremer“ Kirchlein auch genannt. Ueber der Thüröffnung ist die Jahrzahl 1497 zu lesen, als Zeit der letzten Restauration; nördlich und besonders östlich fällt der Hügel, hart an dem Kirchlein, steil ab.

Höchst wahrscheinlich stand hier zu Römerzeiten ein Gebäude vielleicht ein kleiner Tempel, oder was wahrscheinlicher, eine Befestigung mit einem kleinen Lager; die



Mauracher Hof.

Neben unten am Kirchlein liegen nämlich auf einem erhöhten Terrain in Gestalt eines Viereckes.

Doch mag hier gewesen was immer, die Mauern zerfielen durch die Unbill der Zeiten, standen als Ruinen da; der Platz erhielt oder behielt von den römischen Mauern den Namen Mürren — murus — wie noch mehrere andere Orte.

Es entstand hier nach der allemanischen Eroberung ein großes Hofgut; die curtis Muron, eines jener großen ausgedehnten Hofgüter, wie die alten allemanischen und fränkischen Großen in unsern Gauen sie innegehabt. Einer der frühesten Besitzer baute für sich und die Bewohner seines weiten Hofgutes auf den alten römischen Ruinen ein Kirchlein, bewidmete dasselbe und den da angestellten Presbyter oder Priester; es wurde zu Ehren des fränkischen Heiligen Bischofs Severin von Köln (340 nach Chr. Geburt lebte er) nach ihm genannt. Es war wohl das älteste Kirchlein in dieser Gegend, dessen Sprengel ein sehr ausgedehnter gewesen sein muß, wie denn die Sage sich bis heute erhielt, daß der Gottesdienst nicht eher angefangen werden durfte, bis der Simon vom Walde angekommen sei.

Zu diesem Mauracher Hofgute gehörte auch ein großer, ja wohl der größere Theil des nahen Glotterthals. Für die stärkere Bevölkerung dieses fruchtbaren Thales wurde eine Filial-Kirche ad S. Blasium errichtet, das Severinkirchlein aber immer als Mutterkirche verehrt bis zur Reformation.

Schon frühe, gewiß schon vor dem elften Jahrhundert verlegte der Priester des Severinkirchlein seinen Wohnsitz zur St. Blasius-Filialkirche im Glotterthal.

Schon frühe, gewiß schon vor dem elften Jahrhundert verlegte der Priester des Severinkirchleins seinen Wohnsitz zur St. Blasius-Filialkirche im Glotterthal.

Vor der Mitte des 10. Jahrh. gehörte dieses große Hofgut, wozu der größte Theil des Glotterthales zugetheilt war, dem Grafen Guntram. Als er aber an einer Verschwörung gegen Kaiser Otto I. Theil genommen, wurde er auf dem Reichstage zu Augsburg 952 aller seiner Besitzungen für verlustig erklärt. Der Kaiser schenkte nebst den Gütern zu Buggingen und Ihringen auch den Hof zu Muron mit Kirchen und aller Zubehörde, also auch die Güter im Glotterthal, dem Bischof von Constanz. Bischof Heinrich von Constanz verkaufte an sein Domkapitel am 1. Juli 1302 diesen Hof mit aller Zubehör im Glotterthal, auch mit dem Rechte, die Kirchen Muron und Glotterthal zu vergeben, unter der Bedingung, daß es einen Weltpriester zum Pfarrer bestelle. Dieser hatte aber seinen Sitz schon längst im Glotterthal. (Zeitschr. etc. 20.367.) Der große Mauracherhof findet sich im 14. Jahrh. in 5 Lehenhöfe vertheilt, welche vom Domkapitel vergeben wurden. (Zeitsch. 20.382.)

1466. 3. Sept. verkaufte das Domkapitel den Dinghof im Glotterthal und den Hof zu Mure mit dem Kirchensatz an das Chorherrenstift zu Waldkirch um 680 fl. welches ihn schon nach einigen Jahren um die nämliche Summe an den Freiburger Bürger Albrecht Brun abtrat. Der Kaufbrief wurde unterm 24. Mai 1473 ausgestellt. Dieser behielt das Gut aber nur kurze Zeit; denn schon am 9. Aug. 1475 veräußerte er es wieder um 700 fl. an das Deutschordenshaus zu Freiburg. (Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins 20. 478, 480, 481.)

Dieses vertauschte den Mauracher Hof gegen einen andern zu Neuershausen an den Markgrafen Jakob III. von Baden zu Hachberg, welcher denselben seiner Gemahlin Elsbet, geb. Gräfin von Eulenburg verschrieb. Da nun der Markgraf schon im J. 1590 mit Tod abging, so vermählte sich die junge Wittve abermals mit dem Grafen Karl von Hohenzollern und zog aus dem Breisgau nach Schwaben. Bei dieser Veränderung verlor der Hof seinen Werth für die Gräfin, daher sie denselben um 2271 fl. an den markgräflichen Stutenmeister Waker nach Kaufurkunde vom 16. Jänner 1593 abtrat.

Nachdem schon längst der Priester des Mutterkirchleins seinen Sitz ins Glotterthal verlegt hatte, wurde im Laufe der Zeiten das Severinkirchlein zu einer Wallfahrtskirche, in welcher St. Severin verehrt worden. Noch im J. 1497 wurde es restaurirt oder auch neu aufgebaut, diese Jahrzahl steht über dem Eingang. Ein Aktenstück von 1575 berichtet über dasselbe:

„Es ligt ein Kirchlin nit weit von Waldkilsch, in der Marggraffschafft Hochberg, Muren genant, da vor wenig Jaren bei der alten catholischen Religion vil Walfarten beschehen und Messen gehalten, auch ein armer Bruder darbei gewont, der dem Priester und frembden Personen geient, uf- und zügeschloffen, des morgens vnd abends zü Bett geleitet vnd des Kirchlins gewartet, darneben sich des Almüßens beholffen vnd es merteils zu Waldkilsch beim Stifft geholt. Da hat jm das Stifft, damit er mer anheimisch beim Kirchlin beleiben mög, des Jars sechs Mut Rucken verordnet vnd geben, bis die Marggraffschafft die Enderung der Religion fürgenommen, die Messen, die Walfarten vnd den Bruder abgeschafft vnd das Kirchlin beschloffen.“ (Zeitsch. für Gesch. des Oberrheins 20.358.)

An die Geschichte der Kirche St. Severin bis zu ihrem Ausgang reihen wir die Schicksale des Hofguts bis zur neuern Zeit:

Zu dem Mauracher oder Maurer Hofgut gehörten im Jahr 1623, als es Elisabetha Stozin von Rudolf Eudern kaufte, folgende Liegenschaften: zwei aneinander gebaute Behausungen sammt Scheiter und Stallung, zwei Gärten, ein Baumgarten, 1 $\frac{1}{2}$ Buch groß, „darin ein steinernes einstöckiges Haus und ein alt abgängig Kirchengebäude steckt;“ ferner ein Rebberg, 7 Buch groß, etwa 68 Buch Ackerfeld, 32 Buch Matten und 26 Buch Wald, genannt das Maurer Wäldle, oberhalb und neben dem Kirchgarten (Baumgarten) und dem Rebberg. Neben dem Gut befand sich der Denzlinger See.“

Markgraf Friedrich V. von Baden befreite (23. Juli 1623) „aus sonderbaren erheblichen und beweglichen Ursachen“ das Gut für genannte Elisabeth Stozin und ihre Erben in absteigender Linie männlichen und weiblichen Geschlechtes von aller Beet, Steuer, Schagung, Ausbeet, Abzugsgeld und allen Herrn und Bürgerfrohuben. Zugleich bestimmte er, daß es keinem Gerichtsstab unterworfen



M. Z. Natur o. F. Lederle.

St. Severin Kirche (Südseite.)

sein solle sondern alleweg exempt sei, doch solle Elisabeth Stozin und ihre Erben, desgleichen ihr Hausgesinde, und Diener in allen Rechtsfachen vor den markgräflichen Statthaltern, Hofrichtern, Kanzlern und Räten, oder wo der Markgraf sie hinweise, in erster Instanz zu Recht stehen.

Im Jahr 1636 beabsichtigte die österreichische Regierung, wie aus einem Bericht, datirt aus Breisach den 4. Juni 1636, hervorgeht, das Mauracher Hofgut nebst dem Steckenhof und Weyer-schloß bei Emmendingen dem General von Reinach zu verleihen. Der Mauracher Hof war damals, wie es im erwähnten Bericht heißt, „ein gemein Bauerngut und mehrentheils verbrent.“ Das Project kam aber nicht zur Ausführung.

Im Jahr 1647 dehnte Markgraf Friedrich die Freiheiten des Hofes auf die beiden Brüder der Elisabeth Stozin, Friedrich und Johann Thomann Stoz, und deren eheliche Nachkommen aus (datirt Straßburg, den 17. April). Markgraf Karl erneuerte im Jahr 1710 diese Vergünstigungen für die Anna Maria Heinzmann, eine geborene Stozin, Wittve des Rentkammerrathes Heinzmann; 1739 waren im Besitz des Gutes Anna Maria Sonntag geb. Heinzmann und ihre Schwester Regina verwitwete Leitschin. Seitdem ist der Hof bis auf unsere Tage im Besitz der Sonntag'schen Familie geblieben.

Es gibt wohl nur noch wenige Hofgüter, deren Geschichte sich bis in so alte Zeiten hinauf verfolgen läßt!

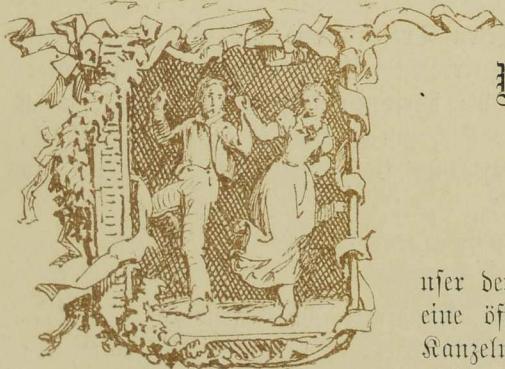
Der Name *muri*, der auch noch anderwärts vorkommt, deutet entschieden auf eine römische Niederlassung. In der Denzlinger Gemarkung, in welcher die Severinskapelle und der Mauracher Hof liegt, befinden sich nach ältern Lagerbüchern und Allmendbeschreibungen drei römische Heerwege. Der eine, von Schupfholz und Keuthe über das ausgegangene Thiermündingen herkommend, zieht südlich am Dorfe vorüber ins Glotterthal. Er hieß noch im vorigen Jahrhundert „Heerweg.“ Von diesem zweigt sich am westlichen Ende des Dorfes ein zweiter Heerweg ab, der sog. „Heerweg hinter den Gärten,“ geht nördlich am Dorfe vorüber in die jetzige Waldkircher Straße (die alte Waldkircher Straße ging näher am Mauracher Hof vorbei), welche von dieser Stelle an die Fortsetzung des Heerweges ins Elzthal bildet. Ein dritter Heerweg geht von der Waldkircher Straße am linken Ufer der alten Glotter gegen den ehemaligen Heudach-Wald in der Richtung nach Heuweiler. Nördlich vom Vereinigungspunkte der beiden letztgenannten römischen Straßen war der Uebergang über die Elz; jenseits derselben mündete die Fortsetzung der Straße in die sogenannte „alte Kerchenstraße,“ welche vom Bürgle bei Emmendingen über das ausgegangene Walawinkel (am Fuße des Hornwaldes) und an Sexau und Buchholz vorbei nach der Kastelburg bei Waldkirch führt.

Wie zu Eichstetten und auf dem Nimbunger Berge zum Schutze des erstgenannten römischen Heerweges Castelle sich befanden, so konnten die Römer auch den Denzlinger Berg, welcher sich inmitten zweier Heerstraßen und in der Nähe eines Flußüberganges befand, nicht unbefestigt lassen. Es ist also die am Anfang dieses Aufsatzes ausgesprochene Vermuthung, daß in der Nähe oder auf der Stelle der Severinskapelle römische Befestigungen sich befanden hätten, durchaus nicht unbegründet.

Das Hofgut mit der Kapelle hat eine vortreffliche freie Lage und gewährt eine weit gedehnte Aussicht über die reich gesegnete Landschaft. Wir sehen die großen Vorberge des Schwarzwaldes und die fernen Vogesen, den Rhein mit Breisach und dem Kaiserstuhl, sammt den vielen in der weit gestreckten Ebene liegenden Dörfern, dann Freiburg mit seinem hohen Thurme, das Thal von Sexau mit der Burgruine Hochburg, das liebliche Elzthal mit dem hohen Randel und seinen übrigen stark bewaldeten Bergen. Das Auge ergötzt sich an der mannigfachen Abwechslung der bebauten Felder, blumenreichen Wiesen, vielen Obst- und Nebgeländen, dunkeln Tannen- und Buchenwäldern.

Es ist ein höchst anziehender Punkt für jeden Freund lieblicher Naturschönheit.





Reste altdentscher Frühlingsfeier im Breisgau.

2. Der Pflingstreiter.

(Vergl. Jahrgang 1876, S. 21.)

„Ich bin der Herr vom Gugelhut!“

unser deutsches Volk besitzt im Grunde genommen zwei Religionen, eine öffentliche, worin die Jugend unterrichtet und die von den Kanzeln verkündigt wird, das ist das Christenthum, und eine zwar nicht geheime, aber doch nur in häuslichen Kreisen vielfach gepflegte, das ist das altgermanische Heidenthum. Von der letztern ist zwar der mythologische und theilweise auch der dogmatische Theil nicht nur dem Volke, sondern leider auch der Wissenschaft größtentheils verloren gegangen und muß von der letztern aus den noch vorhandenen Trümmern unter Zuhilfenahme der alt-nordischen Götterlehre und der spärlichen Angaben römischer Schriftsteller mühsam zusammengestellt werden.

Was aber im Volke von der alten Religion überhaupt noch vorhanden ist, sondert sich scharf in zwei Gruppen. Gegen die eine, welche in den sogenannten Aberglauben zusammen geschrumpft ist, wird nicht nur von der Kirche, sondern noch mehr von der Wissenschaft ein langer, jedoch vergeblicher Kampf geführt und es ist leichter einen Mohren weiß zu waschen, als unser Landvolk von seinem Aberglauben zu befreien, welcher überdies nicht bloß auf dem Lande, sondern auch in der Stadt und sogar unter den Gebildeten zahlreiche Anhänger hat. Die andere Gruppe besteht in verschiedenen Resten alterthümlicher Festgebräuche, welche sich größtentheils an solche christlichen Feste, die wie z. B. das Osterfest neben ihrem christlichen Inhalt eine Beziehung zur Natur haben, innig anlehnen und von der Kirche immer geduldet worden sind, obgleich sie mit dem christlichen Fest eigentlich gar nichts gemein haben. So spielen gerade an Ostern der Hase und das gefärbte Ei eine große Rolle und doch vermag Niemand eine Beziehung zu finden zwischen ihnen und der Auferstehung Christi.

An das Pfingstfest lehnt sich ein allerdings nur noch in wenigen Ortschaften des Breisgauer gefannter und gelibter, gegenwärtig wahrscheinlich schon ganz abgekommener Gebrauch, dessen Ursprung aber im germanischen Heidenthum zu suchen ist; es ist das Pfingstreiten.

Noch vor wenigen Jahren konnte man in Orten am Kaiserstuhl und im Hochbergischen, namentlich in Shringen und Wasenweiler am Nachmittage des Pfingstmontages, sobald der Gottesdienst beendigt war, die Bevölkerung, vor Allem die Jugend, in der größten Aufregung sehen. Auf blumen- und bändergeschmückten Pferden, Pfingstnelken auf den Hüften, die Gesichter vernummt, sprengten die jungen Burschen des Dorfes mit Säbeln bewaffnet die Straßen auf und ab, sammelten sich und fort ging es im Galopp in den nächsten Wald. Jetzt holen sie den Pfingstrecken, riefen erwartungsvoll die zurückgebliebenen Kleinen und schauten den Davonreitenden nach. Nach längerer Zeit kamen die Reiter zurück, langsam in geordnetem Zuge zu zwei und zwei, jeder seinen Säbel in der Hand, an der Spitze des Zuges der glücklich im Walde aufgefundenene „Pfingstrecke.“ Derselbe ritt einen Schimmel, trug einen weißen Mantel und einen grauen runden Hut, das Gesicht natürlich ebenfalls vernummt. Pferd und Reiter waren mit Blumen geschmückt. Der ganze Zug mochte an 70 bis 80 Pferde stark sein. Am Eingang des Dorfes wurde gehalten und mit lauter Stimme rief der Pfingstrecke:

„Ich bin der Herr vom Gugelhut,
„Ich bin zu alle Schicke gut!
„Kocht mir mein' Mutter Knöpfle,
„Da hänge ich das Köpfe;
„Kocht sie mir aber Kraut und Speck,
„So eß ich's ab dem Teller weg;
„Holt sie mir eine Kanne Wein,
„Will ich der erst' und letzte sein!“

Als bald brachte ein Dorfbewohner ein Glas des begehrten Trankes und der Pfingstrecke hatte es, seinen Worten entsprechend, bis auf den Grund leer zu trinken. Dann ging der Zug weiter. Vor den Häusern reicher Bauern wurde Halt gemacht und die durstigen Kehlen mit dem reichlich gespendeten Kaiserstühler gelabt. Am Dorfbrunnen hatte der Schimmelreiter die zweite nasse Probe zu bestehen, diesmal jedoch nur äußerlich. Neben das wassergefüllte Becken trieb er sein Roß, und mit den Worten:

„Ich bin der Reiter über dem Graben,
„Und fall ich drein, so muß ich's haben!“

stürzte er sich in die kühle Flut, tauchte jedoch schnell wieder auf und warf sich triefend auf sein Roß. Mit dem Sprung des Reiters ins Wasser hatte der Zug sein Ende gefunden, die Theilnehmer begaben sich nach Hause, um nach kurzer Frist sich mit den Mädchen des Dorfes im Wirthshause zum „grünen Baum“ beim Tanze einzufinden, welcher in herkömmlicher Weise das Fest beschloß.

Zu dem sogenannten Pfingstrecken wird immer der schönste Bursche im Dorfe erwählt. Sein Schimmel, sein weißer Mantel, sein runder Hut sagen dem Kundigen deutlich, wen er vorstellt. Uebrigens sagt er es auch selber unverblümt: „Ich bin der Herr vom Gugelhut!“ Der Herr vom Gugel- oder Runderhut ist unter den alt-deutschen Göttern kein anderer, als Wotan, den die Römer Mercurius nannten aus keinem andern Grunde, als weil er wie der römische Merkur einen runden Hut trug; sonst hat er mit dem Letztern nichts gemein. Er ist der Gott der lebensweckenden Sonne, der zu gewissen Zeiten mit seinen Begleitern durch die Luft reitet (das wüthende Heer); zugleich ist er ein tapferer Held (daher Pfingstrecke), der nicht bloß den Winter besiegt, sondern auch vor einem tüchtigen Trunke nicht zurück schreckt. Eines seiner Augen hat er dahingegeben, um aus Mimirs Weisheitsquell trinken zu dürfen. Daher ist er einäugig; aber er kennt die Zukunft und das Endgeschick der Götter und Menschen. Ihm ist der Mittwoch geweiht, welcher noch im Mittelalter „Gutentag“ (engl. Wednesday) hieß.

Maurer.



Gutenau.

Das zur Seite befindliche Bild stellt den traurigen Ueberrest des ehemaligen Frauen- später Männer-Klosters Gutenau vor, dessen bei der Beschreibung, des Klosters Sizenkirch schon kurz gedacht worden ist. (III. Jahrg. November.) Dasselbe befand sich eine starke Viertelstunde oberhalb Neuenburg gegen Steinensstatt in dem Felde der sog. Risse (vom Wegreißen durch das Wasser des Rheins entstanden). Sind die Muthmaßungen der Alterthumsforscher richtig, so bildet dieser Mauerblock selbst noch den Rest eines ehemaligen römischen Wachtthurms, welcher in der nachrömischen Zeit wohl zuerst von einer herr-

schaftlichen Familie bewohnt und nach deren Aussterben zu einem Klosterlein benutzt und umgebaut wurde; nachdem das Letztere sich jedoch zuerst in der nahen Niederung befunden hatte, die noch heute den Namen „der Klosterau“ führt, aber gegen den Einbruch des Rheins, „der Feuchte“ und „anderer Sachen, die daraus folgten, auch des Gewürms wegen,“ verlassen werden mußte, wie Abt Kaspar von St. Blasien in seinem Stiftungsbuch berichtet.

Die erste Stiftung des Klosters durch Gutta, deren Grabmal der oben angeführten Beschreibung beigegeben ist, geschah im Jahr 1181. Wir führen aus der Geschichte desselben folgende Episode an, die einen nicht uninteressanten Blick in die damaligen Zeitverhältnisse gewährt; sie ist zum Theil der Geschichte des gelehrten Abtes Gerbert von St. Blasien über den Schwarzwald entnommen.

Hiernach geschah es einige Jahre vor 1260, daß etliche Nonnen des Klosters Sizenkirch, welchen das viele Beten und Singen in demselben nicht gefiel, kurz entschlossen und ohne Genehmigung ihrer Oberin, ihre Habseligkeiten zusammenpackten und sich damit heimlicherweise in das benachbarte Kloster Maria Gutenau auf den Weg machten, in welchem man das Beten und Singen weniger genau nahm, die Clausur gegen die übrigen Menschenkinder nicht so strenge hielt und wo es bei der Nähe der erst aufblühenden Stadt Neuenburg auch sonst mehr andere lustige Kurzweil gab, als in dem abgelegenen Sizenkirch. Sie bedachten auf ihrer eiligen Flucht aber nicht, daß ihnen ein Kobold in der Gestalt des Ritters Rudolph von Wieler in den Weg treten werde, um sie von der mitgenommenen Last zu erleichtern und zu dem noch zur Abtretung liegender Gründe, die sie bereits geerbt hatten, wahrscheinlich durch Urkunde und vor Zeugen, zu zwingen, und welche Güter dann später dem Kloster Sizenkirch als eigen zugefallen wären. Der Ritter beeilte sich den größern



Letzter Ueberrest des ehemaligen Klosters Gutenuau b. Neuenburg.

Theil seiner Beute alsbald an Andere zu veräußern. Die Fräulein, welche nicht gerne mit leerer Hand Einlaß in Gutenuau begehrten, nöthigte er gleichwohl dahin zu gehen, obgleich anderseits auch von Sizenkirch aus deren Rückkehr nebst Zurückerstattung alles Geraubten mit allem Nachdruck begehrt worden war. Letzteres wurde verweigert und führte deshalb zur Klage vor Bischof Eberhard in Konstanz, dessen geistlicher Obhut die beiden genannten Klöster unterworfen waren.

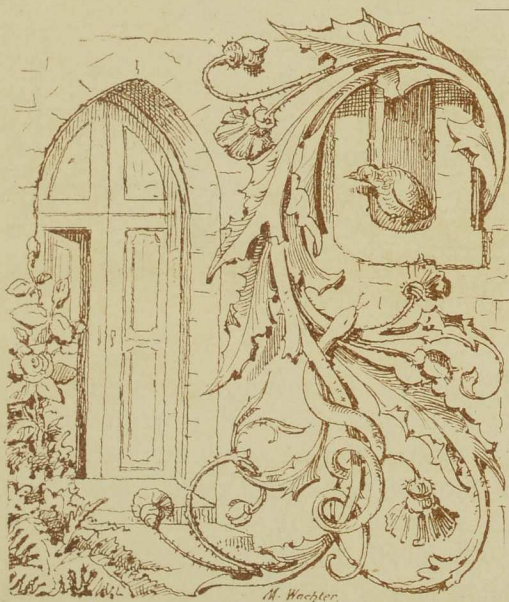
Hier wurde entschieden, daß die entwichenen Klosterfrauen sofort nach Sizenkirch zurückkehren müßten und der Edle von Bieler das geraubte und veräußerte Gut an dieses zurückzugeben habe.

In Gutenuau selbst wurde von nun an strenge Ordnung eingeführt, nachdem es dort, wie gesagt, bis dahin mit der klösterlichen Züchtigkeit nicht allzustreng gehalten worden war. Das Kloster wurde der besonderen Aufsicht des Abts von St. Blasien unterstellt, die Frauen mußten Gehorsam nach der Regel des heil. Benedikt geloben, die vorgeschriebene Klosterkleidung tragen, selbst an diese hatte man sich nicht mehr gehalten, durften keinen Mönch weder von St. Blasien, noch aus einem andern Kloster ferner bei sich aufnehmen; schmucke Ritter und Sänger der Minne gab's weder zu schauen, noch zu belauschen! — Ein Klostergeistlicher, der außerhalb der Pforte wohnte, hatte den täglichen Gottesdienst zu versehen, durfte aber, äußerste Nothfälle ausgenommen, die Frauen weder Beicht hören noch ihnen selbst die Krankenprovision ertheilen. An den Hauptfesten hatte der Prior von Bürgeln oder ein anderer von dem Abte zu St. Blasien beauftragter Klostergeistlicher und außer diesen nur ein Beichtvater aus dem Cisterzienser-Orden oder aus den mindern Brüder — Minoriten — des nahen Neuenburg, die nothwendigen geistlichen Berrichtungen zu besorgen. Die Klostervisitation aber sollte, außer einem dringlichen und augenscheinlich nützlichen Falle nur einmal im Jahr, aber in Gegenwart des gewöhnlichen Beichtvaters, vorgenommen werden. Niemals soll eine männliche Person, weder geistlichen noch weltlichen Standes und unter welchem Vorwande immer es sei, die abgeschlossenen Räume des Klosters betreten. Mit der pünktlichen Ueberwachung dieser Anordnungen wurde die dazumal wie allzeit fromme Behörde der Stadt Neuenburg beauftragt.

So wie es in jenen Zeiten mit der klösterlichen Zucht und Ordnung in Gutenau sich wenig erbaulich verhalten hatte, so war es früher und später auch anderwärts der Fall; es bedurfte oftmals einer ernstlichen Strenge der Obrigkeit um das klösterliche Leben in eingezogene Schranken zu bringen und darin zu halten; wir verweisen als Beispiel auf die Verordnung des Raths zu Freiburg vom 26. November 1414. (Ark. Bch. Bd. II. S. 252.)

Die weiteren Schicksale Gutenaus werden in der gegenwärtig im Druck erscheinenden Geschichte der Stadt Neuenburg am Rhein von Stadtpfarrer Huggle (Freiburg bei Herder) erzählt, worauf wir hinweisen wollen.

8. 5.



Das Frauenkloster Sizenkirch. *)

Im Jahr 1100 hauste auf seiner Burg zu Kaltenbach im Randerthale der Dynaste Werner, weit und breit in jener Gegend begütert, und auch in Rhätien und Burgund, mit seiner Gemahlin Idda, seinen Kindern Werner und Wigert, Idda und Himmeltrut. Sie entsagten aber alle der Welt, wollten in der Abgeschiedenheit eines Klosters ihre Tage zubringen. Der alte Werner trat als Laienbruder in das Kloster St. Blasien, und stiftete das Priorat Bürgeln; sein Sohn, der junge Werner, wurde der erste Prior.

Unten am Fuße des Berges befand sich eine alte Kirche, Sizenkirch genannt, welche für die umliegenden Höfe gebaut auch dem alten Werner gehörte, von ihm aber ebenfalls dem Kloster St. Blasien war vergabt

worden. An diese Kirche baute er eine Zelle oder ein Klösterlein für seine Gemahlin Idda und Tochter Himmeltrut; die andre Tochter hatte zu Berau den Schleier genommen.

Derselbe führte, wie die Sage berichtet, Frau und Tochter selbst zu dieser Kirche und Zelle, übergab sie ihnen mit den Worten: „Sie sizet zu der Kirche“, woraus der Namen Sizenkirch entstanden sei, der aber älter ist.

Dies geschah um das J. 1125, der alte Werner starb im J. 1129 zu Sulzburg.

Der Priester Heriboto von der alten Johanniskirche zu Bürgeln, seine Schwester Friederun mit ihren Töchtern Agnes, Reginald und Engela erkaufte von Rudolf von Madelburg, einem nahen Verwandten Werners, und Ulrich von Mesun ein beträchtliches Gut bei Sizenkirch, übergaben es an St. Blasien für die Frauenzelle zu Sizenkirch gegen lebenslänglichen Unterhalt; höchst wahrscheinlich traten die Frauen auch in das Klösterlein ein.

Eine Stiftungsurkunde ist nicht vorhanden. Erst Abt Günter von St. Blasien stellte am 3. Nov. 1151 dem Frauenkloster eine Art Stiftungs- oder Verfassungsbrief aus, (bei Gerbert, H. N. S. III, 72.) dessen Hauptinhalt folgender ist:

1. Die Frauen leben nach der Regel des hl. Benedikt, speziell nach der Ordnung, wie sie in dem St. Blasischen Frauenkloster Berau beobachtet wird.

2. St. Blasien nimmt die Klosterfrauen mit allem was sie jetzt besitzen und in Zukunft erwerben, in seine Obedienz, so daß dem Abte von St. Blasien und allen seinen Nachfolgern das Frauenkloster Sizenkirch stets unterworfen ist.

*) Dieses ehemalige Kloster ist zwar schon im letzten Jahrgang, Monat November, besprochen worden, weil aber dieser Aufsatz den frühern ergänzt, dürfte seine Aufnahme gerechtfertigt erscheinen.“

3. St. Blasien übergibt die Kirche zu S. mit aller Zubehör, sowie das Gut, welches Rudolf von Madelfspach geschenkt, dem Frauenkloster. (Dieses Gut enthielt nach dem Chronicon Bürgl. 350 J. Bergfeld.)

4. Die Seel-
sorge übernimmt der
Prior von Bürgeln.

Das zeitliche
Gut mehrte sich durch
Stiftungen und An-
käufe; aber auch schwere
Prüfungen kamen über
das Kloster. Um das
Jahr 1260 verließen

einige Frauen dasselbe und gingen zu den Nonnen von Gutnau bei Neuenburg, wahrscheinlich in Folge innerer Zwietracht. Sie wollten auch einen Theil der Klostergüter sich aneignen; ein adeliger Bürger von Neuenburg, Rudolf von Wiler leistete ihnen Hilfe, überfiel Sigenkirch, plünderte, raubte die Mobilien, führte sie nach Gutnau und verkaufte einen Theil der Klostergüter. Abt Arnold von St. Blasien nahm sich aber seines ihm unterworfenen Klosters mit Kraft an. Nach einer Uebereinkunft, geschlossen zu Obereggenen am 13. Mai 1261, mußte Rudolf von Wiler die Güter, auch die verkauften, wieder zurückstellen, nach Möglichkeit dafür sorgen, daß die Nonnen wieder nach Sigenkirch zurückkehren, und als Bürgschaft für den Vollzug 40 Mark Silber hinterlegen, wofür als Bürgen eintraten: Ritter Gotfried von Baden, Rüdiger weiland Schultheiß von Neuenburg, Burkard und Jakob von Wiler, Bertold von Schliengen, Bürger zu Neuenburg. (Gerbert III. 172.)

Die Frauen durften zu Gutnau bleiben, mußten sich aber der Obedienz des Abtes von St. Blasien unterwerfen.

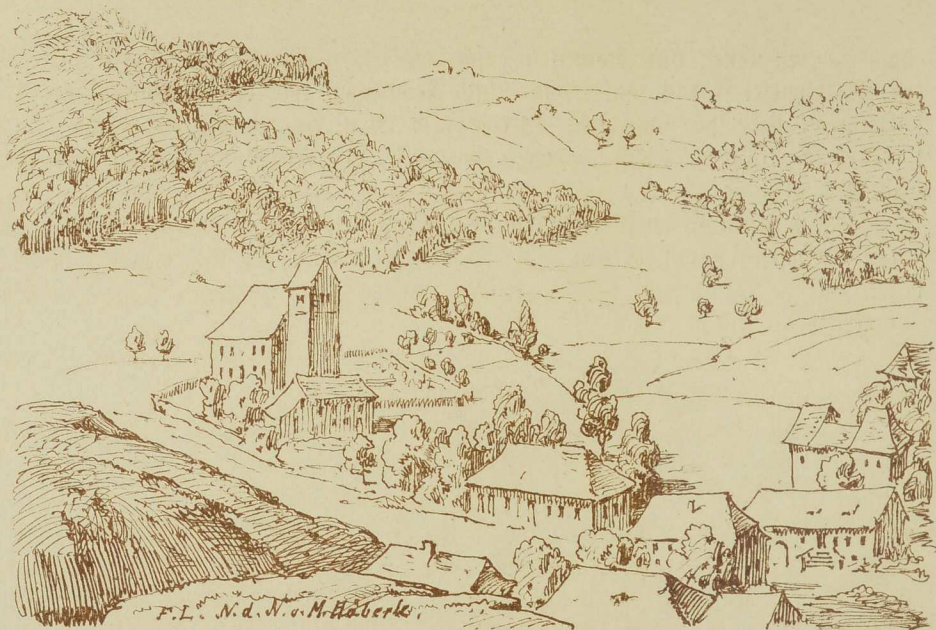
Bald darauf verkaufte Ritter Berthold von Baden seine Güter zu Müllheim an die Meisterin zu Sigenkirch um 26 Mark Silber. (Mone, Zeitschr. Bd. 3, S. 441.)

Im Jahr 1272 war ein schwerer Krieg in dieser Gegend, zwischen den Grafen von Habsburg und Freiburg einseits und dem Bischof von Basel, den Baslern und Neuenburgern anderseits. Graf Rudolf's von Habsburg Schaaren zogen fegend und plündernd durch das Breisgau; auch Sigenkirch wurde verwüstet und braunte nieder. Abt Arnold von St. Blasien wendete sich unterm 16. August 1272 an alle Pfarrer der Umgegend mit der Bitte, sie möchten ihre Untergebenen zu Beisteuer ermahnen. (Gerb. III. p. 188.)

Diese Beihilfe war um so nöthiger, weil die Frauen nur geringes Einkommen hatten; es bestund in 40 Pfund Basler Pfening, und waren damals d. i. im J. 1275, 20 Frauen im Kloster. (liber decimat. im Erbgr. Diöcesan-Archiv I. 211.)

Nicht vergeblich scheint die Bitte um Beisteuer gewesen zu sein; denn im J. 1277, 16. Jänner segnete Weihbischof fr. Inzeler 2 Altäre in der Kirche daselbst. (Gerb. III. 194.)

Auch die Tochter Kaiser Albrechts Agnes, verwittwete Königin von Ungarn, vielleicht zur Genugthuung für den großen Schaden, den die Kriegschaaren ihres Großvaters verursacht hatten, ließ einen neuen Altar in der Kirche errichten, und stattete ihn mit 40 Mutt Früchten aus. Abt Berthold von St. Blasien berichtet dies unterm 13. Nov. 1305 und verordnete, daß von nun an täglich eine hl. Messe von einem der Mönche von Bürgeln zu Sigenkirch gelesen werden soll,



Kaltenbach.

nachdem es bisher nur bisweilen geschehen sei, wofür die Meisterin diese 40 Mutt an den Probst zu B. abzugeben und an Sonn- und Feiertagen wie seither üblich, ein Pferd zu schicken habe; an Werktagen habe bei schlechtem Wetter und Weg der Probst ein solches zu stellen. (Gerb. III. 245.)

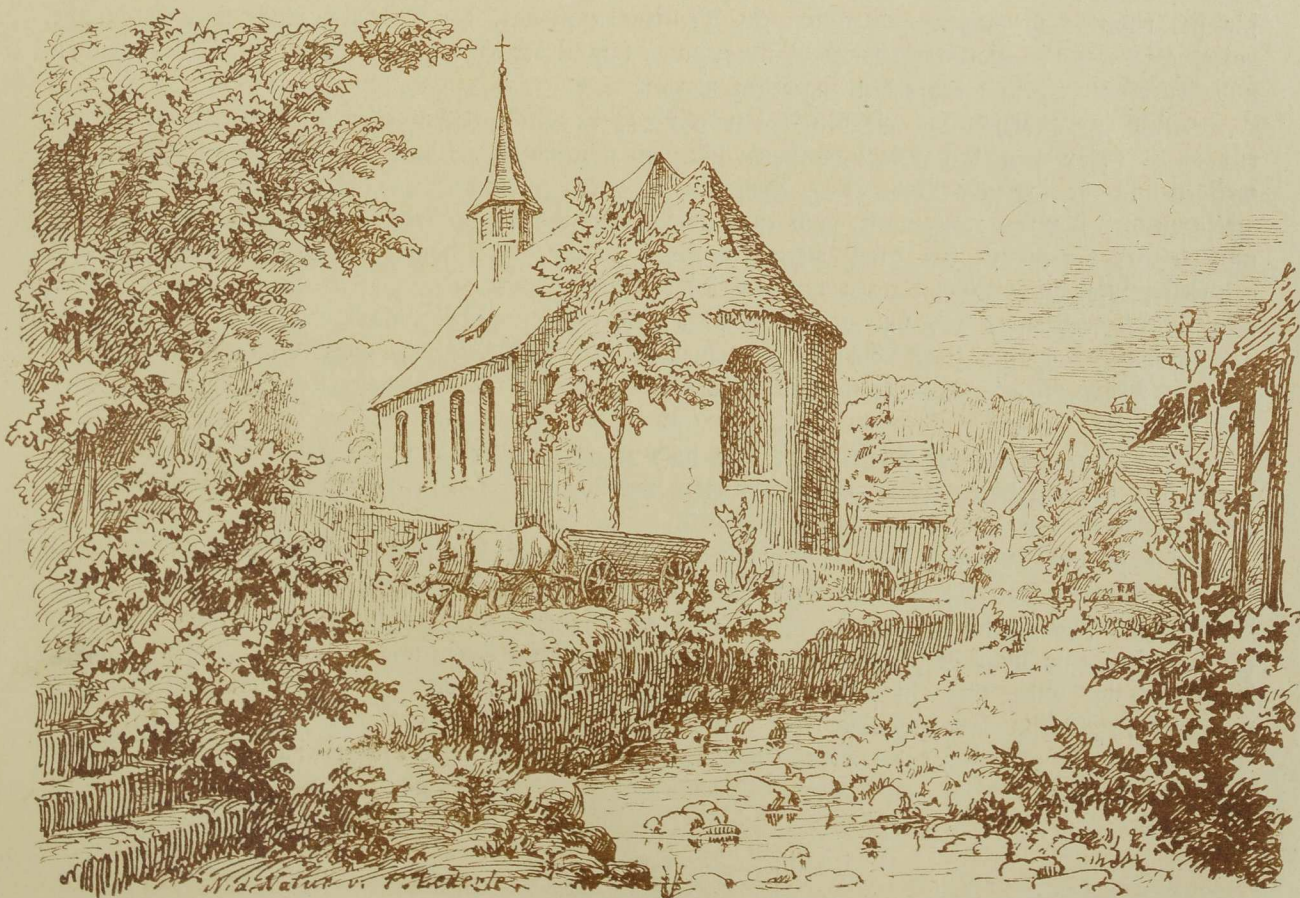
Diese tägliche Messe wurde aber, wie die Frauen klagten, sehr nachlässig gehalten, weshalb der Abt genöthigt war, am 16. Nov. 1306 dem Probst auf das Schärfste wieder zu befehlen, daß täglich wenigstens Eine Messe durch ihn oder einen seiner Mönche gelesen, auch daß bei einem Feste ein Amt gehalten und von den Frauen mit Gesang begleitet werde.

Im Jahre 1309 benedizirte der Weibbischof Johannes wieder einen Altar und verlieh den gewöhnlichen Ablauf.

Auch die Markgrafen von Hachberg-Sausenberg, die Landesherren, bedachten dies Frauenkloster, und wählten dessen Kirche zu ihrer Grabstätte.

Die Markgrafen Otto und Rudolf stifteten allda im J. 1372 eine Kaplaneipfründe. (Gerb. III.)

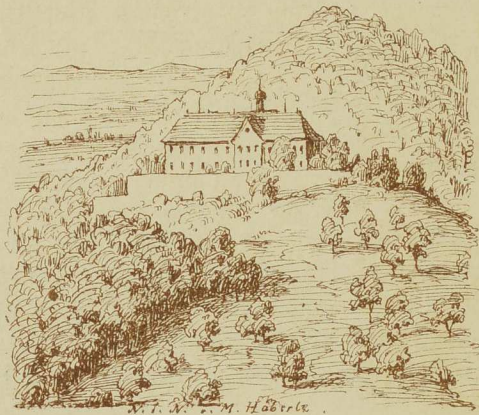
Derselbe Markgraf Otto stiftete außerdem für sich, seine Vorfahren und Nachkommen eine Fahrzeit in die Kirche zu S., die am Dienstag nach St. Andreas mit zehn Priestern gehalten werden sollte, und bestimmte dazu Einkünfte zu Mapbach und Wolpach. (Mone, Quellenammlung II, 85.) Er starb 1384; sein Grabstein mit dem Hachberg. Wappen befindet sich noch in der Kirche. Außerdem liegen darin begraben: Heinrich † 1318. Hugo † 1448. — Margaretha von Bienne, Gemahlin Rudolfs IV — Berena Gemahlin Heinrichs von Fürstenberg und drei ledige Herren von Rötteln.



Sitzenkirch.

Ueber die Schicksale des Klosters im 15. Jahrhundert sind keine Nachrichten bekannt; es wird sich wohl nichts von Bedeutung zugetragen haben; deswegen möge der Bericht des Abtes Caspar über den Stand des Klosters, seiner Verwüstung und das Ende desselben im Baurenkriege, hier seinen Platz finden. (Mone, Quellenammlung II. Stiftungsbuch des Abtes Caspar S. 66.)

„Nach und nach hat das Gottshaus zu und vorgekommen an Zins, Renten, Gulten und ist also von Anfang bis uff jetzt unsere Zeit durch einen Prälaten zu St. Blasien beherrscht worden und dem Gottshaus St. Blasien mit aller Jurisdiktion in geistlichen und in weltlichen Sachen ingeleibt und zugethon, und ist ihnen, den Frauen, ein Prior von Bürgeln zu einem Obern geordnet, der da täglich uff sie sehen soll, daß sie bei der



Bürgeln.

Regel bleiben und nach allen Statuten sich darnach halten mit Singen und mit allem dem, das sie schuldig zu thun, als erfamen geistlichen Frauen zusetzt. — Daneben haben sie kein Gewalt in keinerlei Weis, nichts zu verändern, zu kouffen noch zu verkouffen, noch zu versetzen ohne eines Prälaten Wissen und Willen. Sie haben auch keine Frowen uffzunehmen noch funst andre Ehaste zu thun ohne Vorwissen eines Prälaten. —

Sie haben auch in dem Convent von Anfang bis uff den Baurenkrieg, das ist im 1525er Jahr für sich selbs je zu Zeiten und allweg ein Meisterin gehabt, die Tag und Nacht über sie Gewalt hat gehalten und den Gottesdienst und Zucht erhalten sammt der Haushaltung neben ihren Schaffnern und Amtleuten, so einer jeden zugegeben worden.

Dies hat gewähret bis uff den Baurenkrieg, in welcher Uffruhr die Klosterfrauen sammt ihrem Kloster von den Markgrävischen Bauern geplündert worden, das Kloster zerrissen und zerstört und ihr fahrende Hab, Vieh, Hausrath zc alles genommen und hingeführt. Do sind die Personen der Frowen abgegangen, und ist das Gottshaus durch die Prälaten mit Schaffnern geistlich und weltlich bisher mit der Haushaltung versehen worden und daneben auch verordnet, daß die gestifteten Messen gehalten werden als viel denn möglich.“ —

1534 verbrannte das untere Haus, wurde aber gleich wieder aufgebaut.

Von dem Kloster steht noch die jetzt modernisirte Kirche, welche zum Gottesdienst für die evangel. Filialgemeinde Sizenkirch dient; auch ein Theil des Wohngebäudes ist noch übrig. (Martini S. 63.)

Die Namen folgender Meisterinnen sind noch erhalten: Bertha 1177. — Gertrud 1266. — Anna von Derinstetten 1289. — Margaretha von Werr 1374. — Adelheit Zekin 1378. — Margaretha Krepin 1395. — Adelheid 1399.

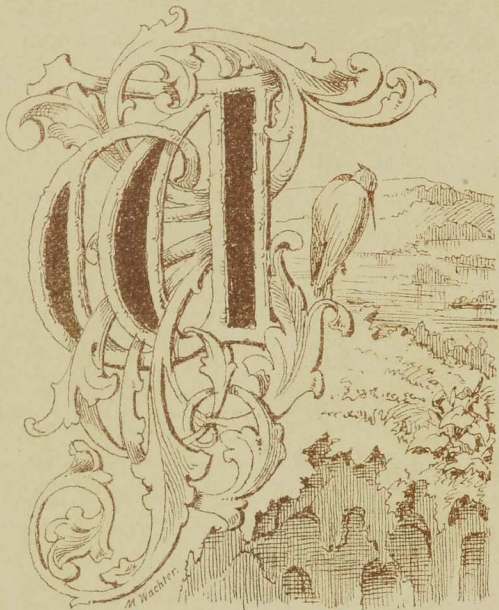
Die schöne Sage von einer Sizenkircher Nonne möge unsere Mittheilung schließen:

Fliehend vor verfolgenden Feinden hatte eine Nonne fast die Rheinebene bei Muggen erreicht. Aber ganz erschöpft sank sie auf der Höhe zwischen Mauchen und Muggen zur Erde und flehte zur hl. Jungfrau, sie nicht verschmachten, nicht in die Hände von Ehrenräubern fallen zu lassen. Sofort öffnete sich die Erde, und ein frischer Quell sprudelte daraus hervor. Neu gestärkt eilte sie weiter und erreichte glücklich das jenseitige Ufer des Rheins.

Bis heute noch, führt die Quelle den Namen das heilige Brunnlein.



Der Eichener See.



enn man von Schoppsheim im Wiesenthale die in östlicher Richtung nach dem Wehrathale führende Straße einschlägt, um die berühmte Tropfsteinhöhle bei Hasel, die sogenannte Erdmannshöhle, zu besuchen, erreicht man in diesem ziemlich waldigen Thälchen, das von niedrigen Hügeln gebildet wird, zunächst das Dorf Eichen, das nur $\frac{1}{4}$ Stunde von Schoppsheim entfernt, rechts von der Straße ganz anmuthig da liegt. Es zählt etwa 435 Einwohner, die sich von Viehzucht, Feld- und Obstbau nähren. Früher gehörte es zur Landgraffschaft Saufenberg und hat seinen Namen vielleicht von den Eichwäldungen des nahen Dinkelberges, vielleicht auch von dem alten deutschen Worte Ei oder Eich = Aach (aqua Wasser), d. h. von dem nahen höchst merkwürdigen See. Nach einer weiteren $\frac{1}{4}$ Stunde nämlich gelangt man zu einem See, der noch in der Gemarkung des Dorfes in einiger

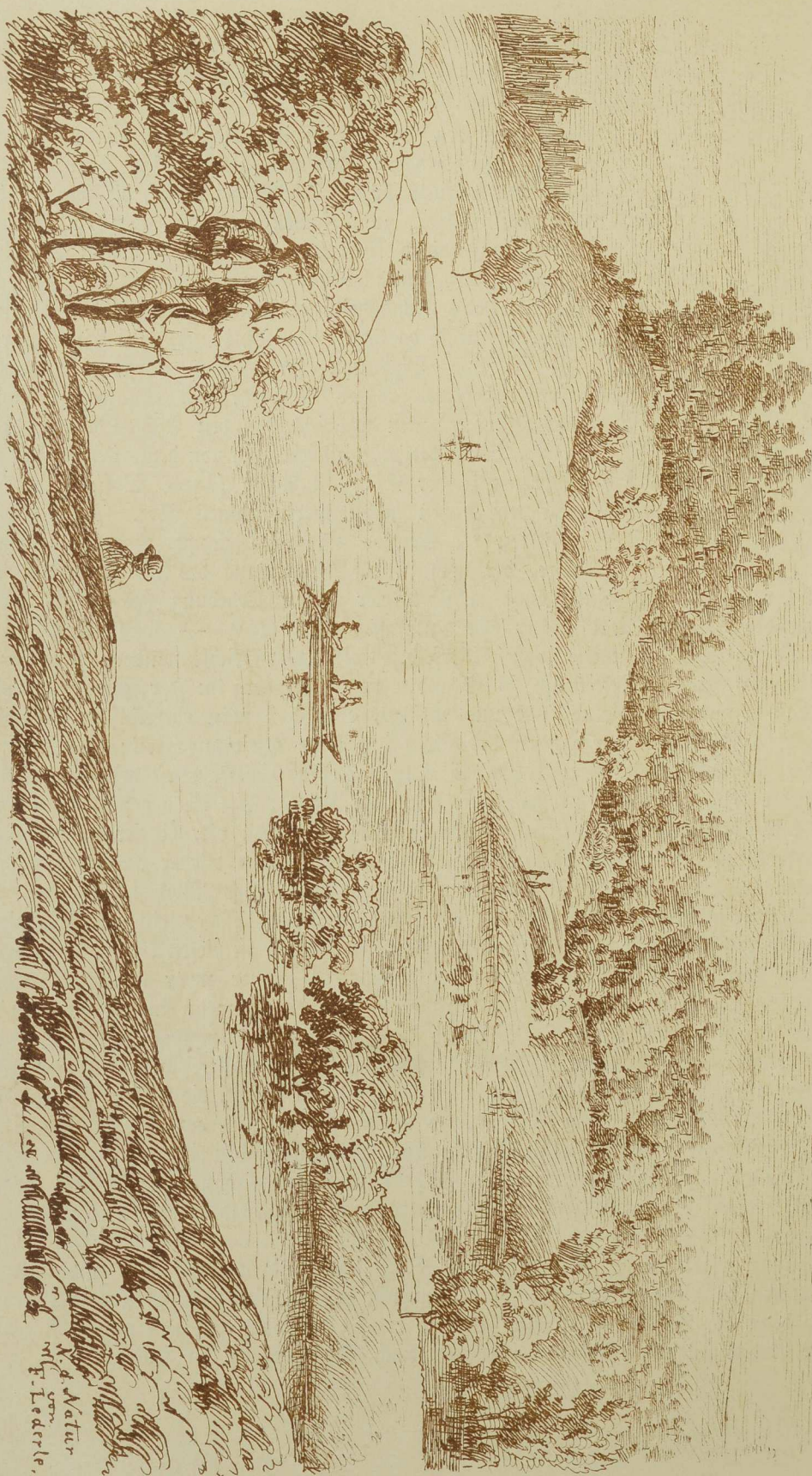
Entfernung rechts von der Straße auf einer etwa 430 Meter hohen Erhebung (höher als das Dorf und die umliegenden Felder) liegt. Der See umfaßt etwa 250 — 280 Acre, hat eine Tiefe von 4,5 Meter und ist theils von Ackerfeld, theils von Fichtenwäldern umgeben. Er theilt mit dem Zirknitzer See in Oesterreich (3 Stunden von Adelsberg im Herzogthum Krain) die Eigenthümlichkeit, daß er sich abwechselnd füllt und entleert, ohne daß man oberirdische Zu- und Abflüsse wahrnimmt. Das Anlaufen oder Füllen des Sees hat keine bestimmte Zeit; während oft die nahe Wiese oder der Rhein (nächste Entfernung 2 Stunden bis Oberschwörstadt) anschwillt, bleibt der See trocken oder wird doch nicht größer; umgekehrt hat sich der See schon gefüllt, während die ganze Umgegend vollständig ausgetrocknet war. Mehrere Jahre vergehen oft, bis er sich wieder mit Wasser füllt; im Frühling des vorigen Jahres war er mehrere Wochen wieder angefüllt, nachdem er seit 1866 trocken gelegen. Das Wasser bleibt gewöhnlich nur einige Wochen, oft auch 3 Monate stehen, bis es wieder abläuft; früher soll es vorgekommen sein, daß es ein ganzes Jahr stehen blieb. Ohne daß man größere Löcher wahrnimmt, dringt das Wasser in vielen kleinen Bläschen nach und nach von unten herauf und versinkt dann wieder, indem es immer mehr abnimmt, ohne trübe zu werden, bis es ganz verschwunden ist. Es wird auch nicht trübe, wenn in der Umgegend Bäche und Pfützen vom Regen getrübt werden. Während die Quellen der Umgegend schön hell und gesund sind, hat dieses Wasser eine graubläuliche Farbe, fast wie Rheinwasser, und eine gewisse Schärfe, so daß Kräuter, Gräser und Getreide darin absterben und die Fische, die man versuchsweise schon hineingesetzt hat, zu Grunde gehen; nur Kröten und Frösche fühlen sich darin wohl und bisweilen verirren sich auch Wildenten hierher. Wenn alles Wasser verschwunden ist, bleibt nicht viel Schlamm und Morast zurück; was zurückbleibt, wird untergepflügt und das ganze Becken des Sees theils als Wiese benützt, worauf ein gutes Futter wächst, theils als Ackerfeld mit allerlei Getreide oder Kartoffeln bepflanzt.

Die ganze Erscheinung weist darauf hin, daß dieser See, ähnlich dem Zirknitzer, mit unterirdischen Seen und Quellen in Verbindung steht, vor allem mit den unterirdischen Wassern der Erdmannshöhle bei Hasel, denn die Anschwellung oder Füllung erfolgt meistens nach sehr langen Regengüssen, durch welche der Boden sattfam getränkt wird, oder nach Erbeinbrüchen zu Hasel.



N. Mezger.

Der Eichener See.



N. d. Natur
v. F. Lederle,



F. Lederle nach einer Zeichnung von Hofmaler W. Dürr.

Die Burg Wieseneck.

Wenn der Wanderer aus dem engen, wildromantischen Höllenthal in das weite, gesegnete Dreisamthal gelangt, so wähnt er wirklich, aus einer „Hölle“ in ein „Himmelreich“ zu treten, so heiter und herrlich entfaltet sich die Landschaft vor seinen Blicken. Es ist ein wundervolles Schauspiel. Dort, am erlenbeschatteten Osterbache, zwischen prangenden Getreidefeldern und hochgrünen Wiesen, welche von den dunkel bewaldeten Abhängen des Rabeneckes



malerisch begränzt sind, ruht im Schoße seiner Gemarkung das uralte Kirchzarten, neben Neu-
häuser an der Bruckach beim Eingange des Dietenbach.

Hier aber, zur Rechten, zeigen sich in reichen Gefilden zunächst die Poststation Burg am
Freudenbache, sodann Stegen am Eschbache und Zarten an der Treisam, hierauf am Fuße
des kleinen Kopfkopfes das Dörflein Ebnet, und endlich am Ausgange des Thales die Stadt
Freiburg, deren Münsterthurm mit seiner Spitze hinter dem Schloßberge hervorschaut.

Ich übergehe es, näher zu erwähnen, welch' eine uralte Welt basckischer, keltischer, gallisch-
römischer und germanischer Bevölkerungen in diesem Erdenwinkel begraben liege. Die Verschiedenheit
des ethnischen Gepräges der heutigen Bewohner, zahlreiche Namen der Berge, Flüsse,
Orte und Gelände, viele Sagen des Volkes, viele Trümmer und Trümmer Spuren aus früherer
und frühester Zeit, bezeugen uns die dritthalb tausendjährige Thalgeschichte von Zarten, dem
keltisch-römischen Tarodunum, dessen Gemarkung hinauf gereicht bis an den Titisee!

Hat der Wanderer an der Schwelle des Himmelreichs die lachende Thalebene betreten, so erblickt
er rechts, auf einem hervortretenden Hügel, zwischen dem Freudenbache und der Zwa, die Ueberreste
der Burg Wieseneck, deren Namen ihre Lage trefflich bezeichnet, denn sie liegen auf einer Bergecke,
welche von frischgrünem Wiesengelände im Halbkreise umgeben ist. Hinter dem „Wiesenecker Thale“,
wie dieser östliche Theil des Treisamthales genannt zu werden pflegt, führen die Straßen durch das
Eschbachtal nach Sanct-Peter und durch die Wagensteige nach Sanct-Märgen, wo die
Wassercheiden gegen die Thäler der Glotter und Wildgutach sich hinziehen.

Offenbar überwachte einst ein Römerthurm auf der Wiesenecke die große Lagerstatt von
Tarodunum, und ohne Zweifel bot derselbe, nach Eroberung des Landes durch die Germanen,
einem alemannischen oder fränkischen Herrn die Gelegenheit, sich daselbst anzubauen. Welchen Namen
aber mag der Erbauer dieser Beste getragen haben? So fragen wir vergeblich; denn der Ursprung
der alten Dynastengeschlechter und ihrer Burgen ruht meistens von undurchdringlichem Dunkel umhüllt,
wie der Lebenserinnerung des Menschen seine ersten Kinderjahre völlig verschlossen sind.

Die Gegend von Sanctpeter gehörte seit uralter Zeit den Ahnen der Zäringer und
jene von Kirchzarten dem fernen Stifte Sanctgallen; was dazwischen lag, die Wagensteige
und die Höhen von Sanctmärgen, war im 11ten Jahrhunderte ein Besitztum der fränkischen
Grafen von Hohenberg, deren Verpflanzung aus dem Frankenlande nach Schwaben und in's
Breisgau einweilen noch ein Räthsel bleibt. Vermuthen läßt sich, daß die Hohenberger,
als Anhänger des waiblingischen Kaiserhauses, den welfisch gesinnten Zäringern gleichsam zur
Ueberwachung an die Seite gesetzt worden, als dieselben ihre schwäbischen Stammgüter verließen,
um sich im Breisgau haushäblich festzusetzen. Denn kaum hatte Herzog Berchtold II
das Benedictinerstift Sanctpeter zu Weilheim unter Teck nach dem Kandel, in die Nähe
seines neuen Wohnsitzes auf der Beste Zäringen, als herzogliche Grabstätte verlegt, so gründete unweit
davon ein Mitglied des hohenbergischen Hauses auch schon das Augustinerstift Marienzell oder
Sanctmärgen. Dies geschah ohne Zweifel, um dem kirchlichen und politischen Einflusse jener geistlichen
Pflanzung eine solche Anstalt von waiblingischer Richtung entgegen zu setzen.

Die Domstifte und Klöster spielten damals in den kirchenpolitischen Zeitkämpfen eine
noch einflußreichere Rolle, als später. Sie bildeten die geistigen, gelehrten, literarischen Zeughäuser
der Kaiser, Könige und Fürsten; denn man kämpfte nicht allein mit Schwert und Lanze, sondern
ebenso wirksam mit den Waffen des Wissens, der Schrift und Diplomatie. Wo aber fanden sich
kundigere, rede- und schriftgewandtere, klugere und ausdauerndere Geschäftsträger und Unterhändler,
als in den Gotteshäusern?

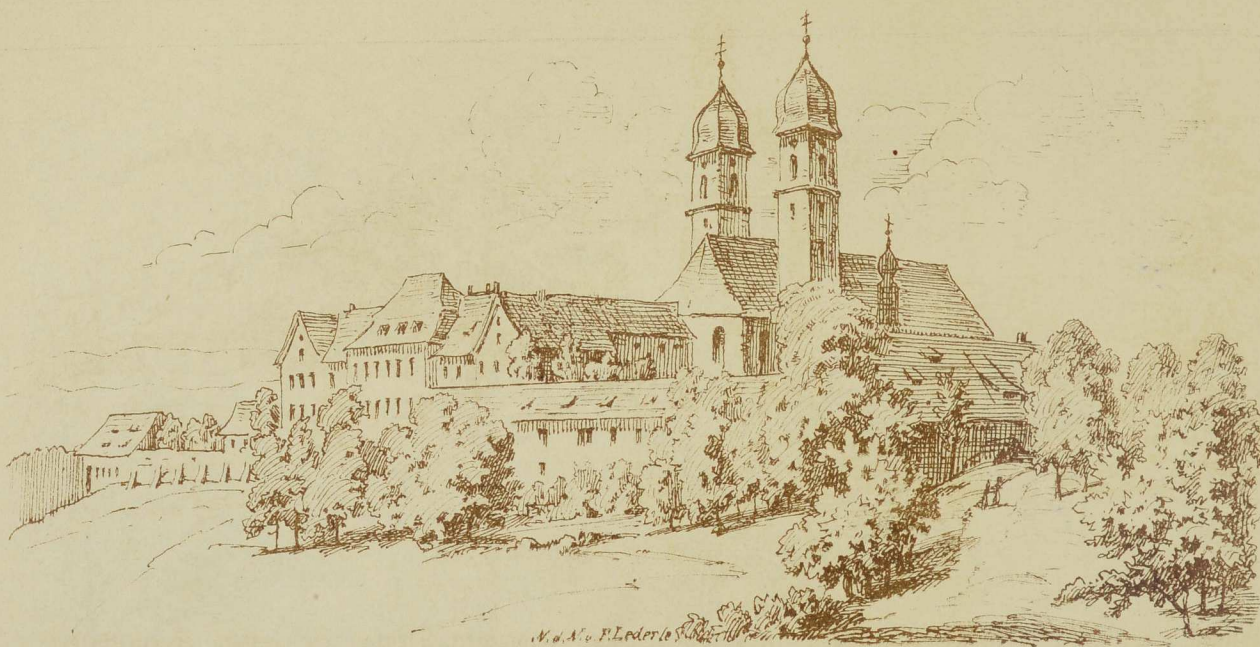
Schon lange vor 1118, wo der straßburgische Dompropst Bruno von Hohenberg das Kloster
Sanctmärgen gestiftet, hauste sein Bruder, Graf Albrecht, auf der Wiesenecke, als Beobachter
alles dessen, was Herzog Berchtold zu Zäringen und Sanctpeter unternahm. Das böswillige
Mißtrauen und die gereizte Eifersucht zwischen der waiblingischen und welfischen Partei trat immer
leidenschaftlicher zu Tage, bis es mehrfach zu Zerwürfissen kam, welche sich zu blutigen und
landverderblichen Fehden gestalteten.





F. Lederle, W. J. Natur u. M. Haberle, d. v. 1878

Ruine Wieseneck (Westl. Theil.)



V. d. A. v. P. Lederle
St. Märgen.

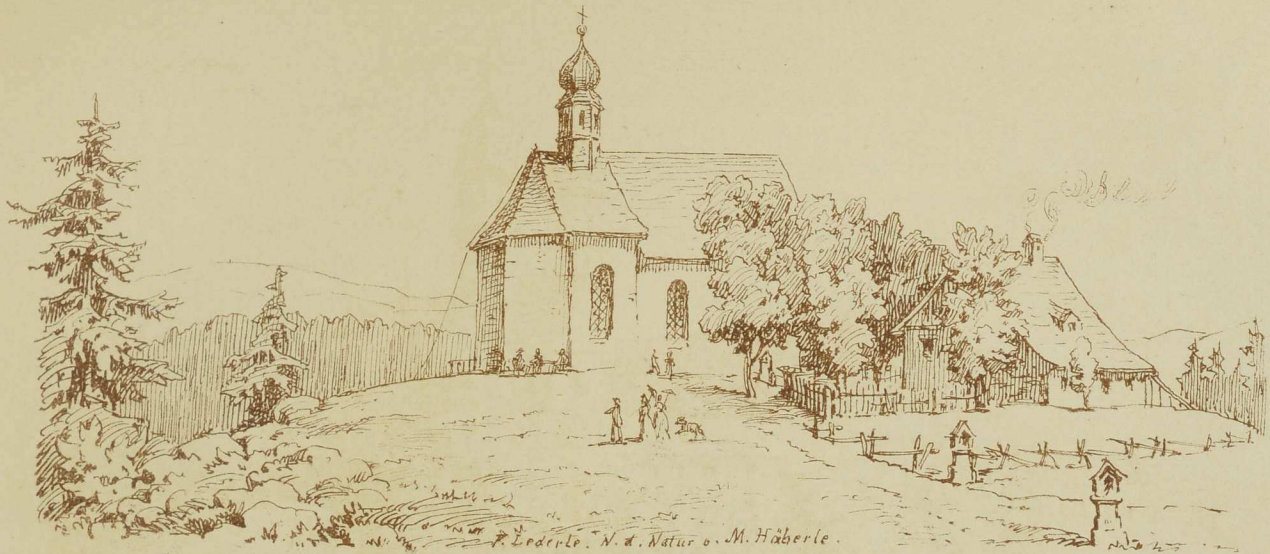
So hatte Graf Albrecht kaum die Schirmvogtei des neuen Klosterwesens von Sanctmärgen übernommen, als sich eine Fehde erhob, welche seiner Beste Wieseneck den Untergang brachte. Es war in dem Hader des Herzogs von Züringen mit dem Abte von Sanctgallen. Berchtold rächte sich an diesem eifrigen Anhänger der kaiserlichen Partei durch Verwüstung der breisgauischen Güter seines Stiftes. Wie auch diese dunkle Sache sich verhalten mochte, so scheinen die Hohenberger eine Hand darin gehabt zu haben; denn ihre Beste wurde beraubt, genommen und zerstört! Wer von ihnen dieselbe wieder hergestellt, ist unbekannt; man weiß jedoch, daß ein späterer Graf Albrecht, der Schwager des Königs Rudolf von Habsburg, sie zeitenweis bewohnt und endlich mit aller Zubehör an den freiburgischen Patricier Burghard Turner verkauft habe.

Dieser Verkauf der „Burg und Herrschaft Wieseneck“ geschah im Jahre 1293 um die Summe von 1200 Marken Silbers oder 16,800 Gulden heutigen Geldwerthes. Der Käufer gehörte der Familie an, welche ihren Namen von dem Turner trug, einem Edelstige beim alten Römerthurme auf der Höhe des „hohlen Graben“, in der Nähe von Sanctmärgen, wo die alte Hochstraße aus der Wagensteige nach der Baar und nach Schwaben führte. Der biedere Character des Ritters Burghard und die Nachbarschaft seines Burgsitzes mochten die Gründe sein, wodurch Abt und Convent bewogen worden, der Kaufhandlung beizustimmen.

Leider jedoch gelangte die Herrschaft Wieseneck mit der Schirmvogtei über Sanctmärgen schon nach 25 Jahren von den Turnern an die Schneuwelin, welche bereits 1300 von den Johannitern zu Freiburg die Doppelveste Landeck hinter Emmendingen käuflich erworben. Der wieseneckische Kauf aber war ein verhängnißvoller Wechsel für die Abtei und ihre Hörigen. Denn das schneuwelin'sche Rittergeschlecht vereinigte in seinen Mitgliedern reiche Industrieritter, sozusagen die Rothschilde des damaligen Breisgaves, mit den schlimmsten Junkern und Kaufbolden unter dem breisgauischen Adel.

Ihr Schirmant über die Marienzelle führte zum Untergange derselben. Die unerhört mißhandelten Mönche mußten ihr ruinirtes Gotteshaus verlassen und sich nach Allerheiligen in Freiburg zurückziehen. Man lese diese tragische Klostergeschichte von 1311 bis 1463 und es wird unglaublich scheinen, wie eine einzige Dertlichkeit innerhalb eines Zeitraumes von kaum anderhalb Hundert Jahren der Schauplatz so zahlloser, so empörender und schmachvoller Gewaltthaten sein





Kapelle bei St. Märgen.

konnte. Es möge dem Leser genügen, sich aus diesem vielactigen Drama die ersten Scenenbilder vor Augen geführt zu seh'n.

„Ritter Johann Schnevelin, der neue Schirmvogt von Sanctmärgen, hielt sich wenig an den Wortlaut der Urkunden, worin ihm das Schirmamt übergeben worden. Er wollte sein Vogtrecht auch über die Salgüter des Klosters ausdehnen, obgleich dieselben von aller Vogtsteuer befreit waren. Es kam zu Irrungen und Zerrwürnissen, welche man durch den Ausspruch eines unparteiischen Schiedgerichtes beilegen wollte. Dabei schlug Ritter Johann seine Bettern, den freiburgischen Schuldheissen Schnevelin-Bärenlapp und den Schnevelin-Gresser, zu Richtern vor. Die Marienzeller ließen sich diesen Vorschlag gefallen, da ihnen die Ritterehre der Beiden als beste Bürgschaft eines gerechten und billigen Spruches galt. Dieses Vertrauen wurde jedoch bitter getäuscht, denn die Schiedsmänner ließen sich von Familieninteressen leiten und fällten ein dem Kloster ungünstiges Urtheil.“

1320² „Abt und Convent protestirten feierlich dagegen und wendeten sich an den heiligen Stuhl, unter dessen besonderm Schutze ihr Kloster stand. Der Papst erklärte sofort in einer Bulle vom 27. Mai 1220² die Schnevelin'sche Entscheidung für ungültig und die Klosterherren suchten ein neues Schiedsgericht zur Schlichtung der streitigen Punkte zu erlangen. Ritter Johann aber, ein leidenschaftlicher, auf seine Gunst beim Grafen von Freiburg pochender Mann, wies nicht allein jede Verständigung zurück, sondern behandelte die Marienzelle mit so rücksichtslos gewaltthätiger Bosheit, daß es den Anschein gewann, als wolle er sich zum Herrn des Klostersgutes machen und solches seinem Familienbesitzum einverleiben, wie es früher und später viele Klosterbögte mit ihren Schutzbefohlenen gethan.“

„Der Schnevelin verwendete von der fahrenden Habe des Klosters zu seinem Gebrauch, was ihm beliebte. Die sanctmärgischen Salgüter, welche er widerrechtlich besteuerte, wurden deshalb verlassen und lagen öde; die verliehenen Höfe und Grundstücke aber behandelte er als sein Eigentum, bezog die Zinse und Abgaben davon und legte den Inhabern so schwere Steuern und Dienste oder Fronen auf, daß die armen Leute es kaum zu ertragen vermochten.“

„Den Abt und die Conventherren behandelte der Vogt nicht allein auf's Frechste und Gröblichste, sondern verkürzte sie auch in ihrem Einkommen dergestalt, daß es ihnen nicht mehr möglich war, der Regelpflicht und dem Gottesdienste noch ferner nachzukommen. In dieser „pharaonischen Knechtschaft“ mußten sich die Armen endlich zu dem verzweifeltsten Schritte entschließen, das Kloster zu verlassen, um nur ihr Leben davon zu tragen. Nachdem dieselben den Kirchenschmuck, die Bücher und Anderes bei benachbarten Gotteshäusern in Sicherheit gebracht,



Ruine Landeck (Oberer Südöstlicher Theil.)

wanderten sie aus, zogen im Glende umher und erbettelten sich da und dort ihre Nahrung und Unterkunft. Das Klostergebäude blieb leer und verlassen; Alles stand offen, die Kirche, der Speise- und Schlaßaal, die Küche und der Keller. Keine Menschenseele belebte die öden, zerfallenden Räume; im Kirchenchor' und am Hochaltare wucherte Unkraut empor, und Spinnen, Kröten und Nattern nisteten darin."

„Zwei Jahre schon hatte dieser jammervolle Zustand gedauert und nirgends wollte sich eine Hilfe zeigen. Da endlich erbarmte sich der Abt des Nachbarstiftes Sanct peter der verlassenen Marienzelle und ihrer umherirrenden Söhne. Er berichtete die ganze Trauergeschichte in lebhaften Farben an den Papst nach Avignon und beschwor denselben, doch zur Wiederherstellung des beraubten und entvölkerten Gotteshauses seine mächtige Hand zu reichen, um die schnewelinschen

Frevel, zur Abschreckung auch Anderer von der Nachahmung eines so bösen Beispiels, exemplarisch zu bestrafen und dem verödeten Kloster seine Bewohner wieder zurück zu führen."

"In Folge dieses Schreibens übertrug der Papst die Untersuchung der Sache zweien Prälaten, damit der Schneewelin, zur Gebühr gebracht oder mit dem Kirchenbann belegt werde. Derselbe erschien aber auf keine der wiederholten Vorladungen, sondern fuhr mit verstocktem Herzen (animo indurato) in seinen Verfolgungen der Marienzeller noch rücksichtsloser fort, daher der Kirchenbann auch wirklich über ihn verhängt wurde. Doch, auch dieses brachte ihn immer noch nicht zur Umkehr. Erst nachdem der Papst befohlen, den Bann an allen Sonn- und Feiertagen unter Glockengeläute und bei brennenden Herzen in sämtlichen Kirchen des Breisganes öffentlich zu verkünden, erst jetzt konnten der verfolgte Abt und Convent, welche inzwischen wieder nach Sanctmargen zurück gefehrt, die geforderte Genugthuung erlangen."

"Der Schneewelin verschwand damals vom Schauplatze und es schwebt ein verdächtiges Dunkel über dem Ausgange desselben. Starb er eines natürlichen Todes oder als Opfer der Kirchenstrafe? Man findet keine Nachricht darüber; nur das ist bekannt, daß jener freiburgische Schuldheiß Schneewelin, welcher mit seinem Vetter Johann den parteiischen Schiedspruch von 1320 gethan, der Marienzelle das Kirchenpatronat zu Haslach vergabte, wahrscheinlich als Ersatz für allen dem Kloster verursachten Verlust und Schaden."



Ruine Wiesneck (Oestlicher Theil.)

„Der Schirmvogt J o h a n n hinterließ einen minderjährigen Sohn gleichen Namens, welcher 1339 mündig ward und völlig in die Fußstapfen seines Vaters trat; daher ebenfalls mit dem Kirchenbanne bedroht wurde. Er kümmerte sich aber wenig um solche Androhung, sondern ging darauf aus, den M a r i e n z e l l e r n einen für seine Absicht günstigen Vertrag abzuwingen, und zur Erreichung dieses Zieles schien ihm auch eine offenbare Gewaltthat nicht verwerflich. Der gestrenge Ritter versammelte eines Tages etliche Getreue und befahl ihnen, das Kloster mit gewaffneter Hand zu überfallen, den Abt und Convent festzunehmen und sie nach W i e s e n e c k zu bringen. Diesen Auftrag vollführten die Beordneten; es wurde der Abt Konrad mit drei Conventherren ergriffen, nach der Feste abgeführt und dort in einen Thurm gesperrt, um sie kirre und gefügig zu machen.“

„Der gewalthätige Vogtherr täuschte sich jedoch; die G e f a n g e n e n ließen sich keineswegs zu dem begehrten Vertrage herbei, während die päpstlichen Commissarien in dieser Angelegenheit auch ihre Schritte thaten. Nach etlichen Monaten sahe sich Ritter J o h a n n genöthigt, die standhaft verharnten Marienzeller wieder frei zu geben; nur zwang er ihnen zuvor das eidliche Gelöbniß ab, nirgendwo über das Geschehene eine Klage zu erheben. Der Abt und seine Schicksalsgenossen erlangten aber vom Papste die völlige Entbindung von diesem gewaltsam erpreßten Eide und betraten sofort den Rechtsweg gegen den Vogt und seine Helfer. Dieselben wurden als schuldig erkannt und mit dem Kirchenbanne bedroht, bis sie reuig gemacht, den Klägern genug gethan und sich um Schuldvergebung an den heiligen Stuhl gewendet.“

„Da endlich bedachte sich Herr J o h a n n eines Bessern. Er ließ sich zu einem Schiedsgerichte herbei, welches im Sommer 1348 zusammen trat und einen Friedensvergleich auf ein Jahrsechst erzwachte, wornach der Abt bewirkte, daß der Vogtherr und seine Helfer des Bannspruches erledigt wurden, er dagegen eidlich gelobte, dem Kloster einen bestimmten Theil der entrissenen Güter wieder anheim zu stellen. Kaum aber war die Frist dieses Vergleiches abgelaufen, so begann Ritter J o h a n n in seiner Verbissenheit die Verfolgung gegen S a n c t m ä r g e n auf's Neue und trieb es noch ärger, als zuvor. Der standhafte und thätige Abt K o n r a d mochte ihm der ärgste Dorn im Auge sein; denn bis zu einem Anschläge gegen dessen Leben ließ der Verblendete sich hinreißen. Eines Tages im Jahre 1355, als der unbesorgte Prälat mit wenigen Begleitern von F r e i b u r g nach seinem Kloster zurückkehrte, wurde derselbe bei Ebnet von den schnewelin'schen Gefellen hinterlistig überfallen und m e u c h e l m ö r d e r i s c h e r s c h l a g e n.“

Soweit mein Auszug aus der Chronik von S a n c t m ä r g e n. Der Leser wird kaum begreifen, wie das alles möglich gewesen, und gleichwohl führt uns die Geschichte der W i e s e n e c k e r B u r g h e r r e n noch ganz andere Bilder faustrechtlicher Verwilderung vor Augen. Meine Hand ermüdet aber, dieselben bis in's Einzelne nieder zu schreiben; ich vermag es nur, sie in g r ö ß e r e n Zügen darzustellen. Denn den Specialhistoriker beschleicht endlich ein Gefühl des Widerwillens, des Eckels, beim Durchgehen der Acten und Urkunden über das unritterliche, kleinliche, leidenschaftliche Treiben in der n i e d e r n A d e l s w e l t des 14. und folgenden Jahrhunderts, wo die trostlosen Zustände des deutschen Reichs den Ausschweifungen des Faustrechtes überallhin Thore und Thüren geöffnet.

Die Ermordung des Abtes K o n r a d war geeignet, im ganzen Breisgau, zumal unter den Freiburgern, deren Mitbürger er gewesen, den größten Abscheu zu erwecken. Die dortigen B e r w a n d t e n des Anstifters dieser blutigen That gaben sich daher alle Mühe, denselben mit den Marienzellern auszuföhnen. Es kam im Sommer 1357 auch wirklich zu einem V e r g l e i c h e über die gegenseitigen Ansprüche und zu einer Beilegung aller alten Streitigkeiten, worauf der neue Abt beim päpstlichen Stule die Aufhebung des über den Vogtherrn verhängten Kirchenbannes bewirkte. Dieser Ausgleichung folgte später ein völliger Verzicht Ritter J o h a n n s und seiner Söhne auf alle vordem an das Gotteshaus gemachten Ansprüche.

(Schluß folgt.)

Die Burg Wieseneck.

(Schluß.)



Die Schneuwelin scheinen ihres Verhältnisses zu den Marienzellern damals müde gewesen zu sein, denn ein Jahrzehnt nach dem Verzicht von 1372 verkauften sie die Burg und Herrschaft Wieseneck mit der Schirmvogtei über Sanctmärgen an die Edlen von Blumeneck. Diese Ritterfamilie hatte sich vom Schwarzwalde nach Freiburg verpflanzt und mancherlei Güter im Breisgau erworben. Ritter Johann mit seinen Söhnen Burghard und Heinrich erließ die Leute der Herrschaft und Vogtei sofort ihres Eides und gebot ihnen, dem „frommen, festen Ritter Hanns von Blumeneck“ zu huldigen. Mit sothanem Wechsel seines Schirmvogtes war aber für das Kloster nichts gewonnen, denn die Blumenecker geriethen mit demselben ebenfalls in Zerwürfnisse und wiederholten die schneuwelin'schen Unthaten. Der Hader nahm einen so leidenschaftlichen Character an, daß Abt Johann im Jahre 1401, als er von seinem Gute zu Merdingen heimkehren wollte, in der Hohlgaße unweit des Dorfes von Bewaffneten überfallen und erschlagen wurde.

In Folge dieses Mordes fielen die von Blumeneck auf Andringen der Stadt Freiburg in Acht und

Bann; scheinen sich aber wenig daraus gemacht zu haben, da sie sich derselben erst nach neun Jahren wieder entledigten, um nun fortan mit der Marienzelle in thunlichem Frieden zu leben. Wie wol mochte das dem langbedrängten Gotteshause bekommen; wie mochte es aufathmen von all' den erlittenen Unbilden, all' den gehabten Sorgen und Mühen! Leider jedoch genoßen die geistlichen Herren ihrer Ruhezeit nicht lange, denn im Jahre 1450 verkauften die Blumenecker die Herrschaft Wieseneck mit der sanctmärgischen Vogtei wieder an die Schneuwelin zurück, und damit begannen die alten Händel, Intriguen und Verfolgungen neuerdings.

Dadurch aber gerieth das arme, unaufhörlich drangsalirte Gotteshaus in einen so herabgekommenen, verschuldeten, wirthschaftslosen Zustand, daß Abt und Convent nicht mehr glaubten, sich aufrecht halten zu können. Sie griffen daher zu dem verzweifeltsten Mittel, ihr ganzes Kloster und Widemgut, mit Ausnahme der Kirche und des Zehnten, an die Stadt Freiburg zu verkaufen und sich gänzlich nach Allerheiligen daselbst zurückzuziehen. Fortwährend aber arbeiteten die nachfolgenden Vorsteher an dem Wiedererwerbe des Gutes und an der Wiederherstellung der Marienzelle, bis es dem unermüdblichen Propste Dilger im Jahre 1725 endlich gelang, dieses schwierige Werk zu vollbringen.

Während der Zeit aber, wo die Schneuwelin auf der Beste Wieseneck gehaust, waren nicht allein die geistlichen Herren von Sanctmärgen ihr trauriges Opfer, sondern auch die benachbarten Ritter von Falkenstein! Denn diese „Schwäger und Vettern“ der auch in jüdischen Wuchergeschäften machenden Junker waren von ihnen das Gegentheil — ein wirtschaftsloses Geschlecht, welches in den Tag hinein lebte, Schulden auf Schulden häufte und dadurch den größten Theil seiner schönen Besitzungen verlor.

Die schneuwelin'schen Schwäger und Vettern hatten es fein angelegt; sie liehen den Falkensteinern auf Unterpfande von Gütern und Gerechtsamen eine Summe nach der andern dar, wol in sicherer Voraussicht, daß an eine Rücklösung derselben niemals zu denken sei. Sie täuschten sich

auch keineswegs, denn was an Land und Leuten, Rechten und Gerechtigkeiten von Ebnet bis hinauf zum Feldberge im 14ten Jahrhunderte noch Falkensteinisch gewesen, war im folgenden Alles schneweliniſch! Die üppige Miſtel hatte dem ſtattlichen Baume, auf welchem ſie ſaß, allmählig den Lebensjaft entzogen; er ſteng zu ſiechen an und dorrt ab — ein trauriges Bild adeliger Verkommenheit.

Der ſchnewelin'ſche Aſt von Landeck hatte ſich durch die beiden Enkel des Erwerbers von Wiſſeneck in zwei Zweige getheilt, wovon der eine gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts wieder erloſch, während der andere das an die Blumenecker veräußerte Schloß käuflich zurück erwarb, was 1451 durch Ritter Johann den älteren geſchah. Dieſer unruhige Kopf überließ ſich in bedauerlicher Weiſe ſeiner Fehdeluſt; er nahm im Jahre 1462 Theil an dem Kriege des böſen Fritz von Kurpfalz gegen den Markgrafen Karl von Baden, welcher deshalb ſeinem Amtmanne beſahl, die landeckſchen Beſitzungen im Kirchzarter Thale zu verwüſten. Der Gram darüber mochte den Junker krank machen; er verſtarb ſchon im Jahre 1466, da ſeine beiden Söhne Johann und David noch unmündig waren.

Kaum aber hatten dieſelben die Volljährigkeit erreicht, ſo traten ſie ſchon waidlich in die Fußſtappen ihrer Vordern. Johann theilte ſich 1469 an den adeligen Raubzügen gegen das Kloſter Sanctgeorgen auf dem Schwarzwalde, wie an dem Kriege zwiſchen Pfalzgraf Friedrich und Herzog Ludwig von Baiern, wobei er in pfälziſche Gefangenſchaft gerieth, und David ſpielte ſonſt den ſlotten Junker, was eine Geldverlegenheit verurſachte, welche das Haus Deſterreich zu benutzen mußte. Die Falkenstein'ſchen Beſitzungen im Treiſanthale waren Feudalgüter, deren Lehenherrlichkeit von den Zäringern an die Freiburger Grafen und von dieſen an Deſterreich übergegangen; die Burg und Herrſchaft Wiſſeneck dagegen bildeten ein Allodialgut bis zum Jahre 1489, wo Erzherzog Sigmund dieſelben um die Summe von 2800 Gulden zu Eigenthum erkaufte und ſofort den David von Landeck damit befehnte.

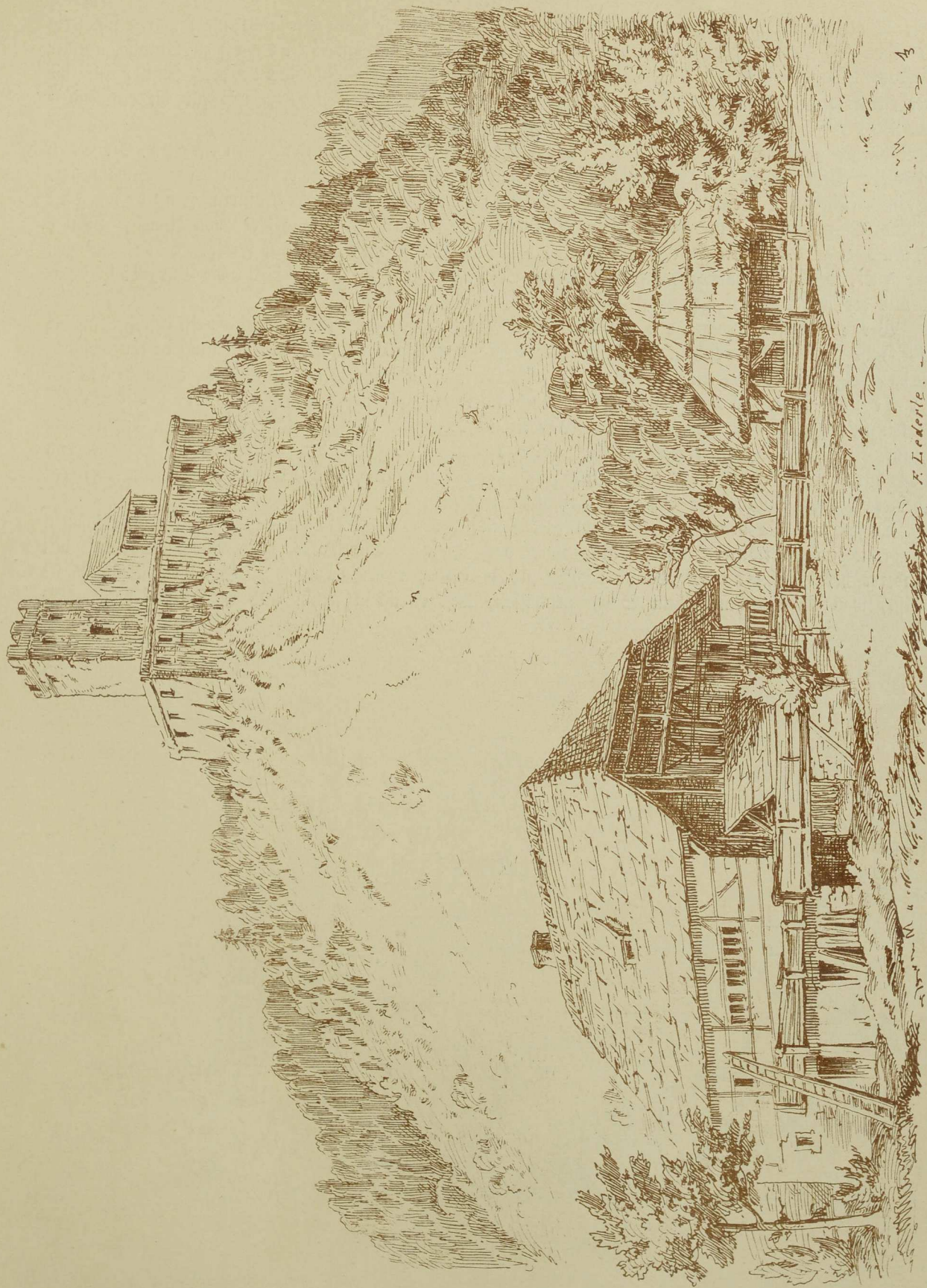
Dieſe Belehnung beſtätigte Kaiſer Karl V im Jahre 1520 ſeinem „lieben Getreuen und Rathe David von Landeck“, welcher ſchon längſt als Landvogt zu Nöteln in den Dienſten des Markgrafen Chriſtoph von Baden ſtand. Er hauste auf der Beſte Wiſſeneck, obwol dieſelbe beim umwohnenden Volke in ſchlechtem Geruche ſtand; denn unvergeſſen war es geblieben, was Alles ſeit den Tagen, da der Prälat von Sanctmärgen mit ſeinen Chorherren im Turme daſelbſt geſchmachtet, inner- und außerhalb dieſer Burgmauern von den Vordern des Junkers geſrevelt und geſündigt worden.

Solche Zwinghäuſer bezeichnen die dunkelſte Schattenseite des Mittelalters, wo der niedere oder Soldatendadel durch ſein habſüchtiges, rechtsverachtendes, übermüthiges, gewiſſen- und rückſichtsloſes Treiben, wie durch die wachſende Menge ſeiner Familien, eine Ausdehnung und einen Einfluß gewonnen, deren Wirkungen wahrhaft Landes- und volksverderblich waren.

Endlich aber erſchienen die Tage der ſtrafenden Rache für ſo viel himmelſchreiendes Unrecht, für ſo viel blutige Gewaltthat. Der große Bauernkrieg des Jahres 1525 brach aus und ſtürzte unzählige der ſtolzen Ritterburgen in Schutt und Aſche. Auch die Beſte Wiſſeneck entgieng dieſem rächenden Schlage nicht. Das Bauernheer des Hans Müllers von Bulgenbach, womit ſich die Unzufriedenen des Kirchzarter Thales verbanden, auf ſeinem Rundzuge durch den Schwarzwald und das Breisgau, überfiel und verwüſtete dieſelbe, wie die Wilingen'ſche Chronik in folgender Stelle kurz berichtet.

„Am Freitage des 12ten Mai verließen die Bauern das Kloſter Sanctgeorgen und zogen gen Furtwangen. Auf dieſem Zuge nahmen dieſelben dem Wächter im Norbach etliche Stücke Viehes weg. Darnach zogen ſie gen Sanctpeter, gen Kirchzarten und Ebnet, nahmen's ein und ließen ſich ſchwören. Sofort warfen ſich etliche Haufen dem Junker David von Landeck vor ſein Schloß Wiſſeneck, ſtürmten's, gewannen's, plünderten's und verbrannten's, auf Sonntag Cantate, den 14ten Mai.“

Nach dem Mißlingen des Bauernkrieges wurden die theilhaftigen Gemeinden zur Verantwortung und Strafe gezogen, und dermaßen auf Klage des Junkers David auch diejenigen des Kirch-



1823

F. Lederle.

Die Burg Wieseneck im Jahre 1620.

zarter Thales durch die Regierungscommissäre von Ensisheim. Die Verhandlungen waren schwierig und zogen sich in die Länge, denn erst im Februar 1527 kam ein Vertrag zu Stande, welcher die Sache endgiltig abschloß. Die Gemeinden verpflichteten sich eidlich darin, dem Junker für die Wiederstellung der Beste Wiefeneck und anderer Gebäulichkeiten 3200, wie für die entwendete Habe 800 Gulden im Verlaufe von drei Jahren baar zu entrichten.

Längere Zeit aber blieb die Beste ungebaut liegen; denn als Junker Christoph, der Sohn und Erbe Davids, im Jahre 1549 sein Testament machte, that er derselben keine Erwähnung, sondern verschrieb dem einen seiner beiden Söhne zur Wohnung das Schloßlein Falkenbühl oberhalb Ebnet, und dem andern sein Haus in Freiburg. Der ältere von ihnen, Junker Hans Jacob, hatte sein einziges Kind, die Tochter Anna, an den Freiherrn von Sickingen verheiratet, welchem nunmehr beim Tode seines Schwiegervaters im Jahre 1603 die Burg Wiefeneck mit der anhängenden Herrschaft zufiel.

Wer von diesen Herren den verödeten Burgstall wieder bewohnbar gemacht, ist nicht bekannt; um's Jahr 1620 aber erschien die bescheidene Beste nach einer damaligen Zeichnung in der Gestalt, wie das beigegebene Bild sie darstellt. Dieselbe bestand demnach einzig aus dem alten Römerturme und einem Wohngebäude daneben, welche ein sogenannter Mantel mit Schießscharten in's Gevierte umgab. Großen Widerstand vermochte dieses Castellum nicht zu leisten, was sich im 30jährigen Kriege zeigen sollte. Als der Platz während der Belagerung Freiburgs von 1644 durch die Schweden am 27ten Juni überfallen wurde, mußte die Besatzung ohne Weiteres accordieren, worauf man die Beste in Trümmer legte.

Dieses war die dritte und bleibende Zerstörung der Burg Wiefeneck, denn seither schauen wir graue und verwitterte Mauerstücke über das üppige Gebüschwerk des Burghügels auf den Wanderer herab, ihn an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnernd. „Die allgewaltige Zeit vergißt, was sie aus hinfälligem Stoffe geschaffen, läßt es allein steh'n und in sich zerfallen. Die



Ueberrest des Schloßchen Falkenbühl.



Natur aber ist mitleidiger. Sie lockt den Grashalm aus dem Schutte hervor, pflanzt auf dem zerbröckelnden Gemäuer ihre Tannen, Gesträuche und Blumen, unrankt es erhaltend mit ihrem Spich und füllt die klaffenden Spalten mit ihrem Moose, als wolle sie das erstorbene Geschöpf der Zeit in seinem Grabe noch mütterlich schirmen."

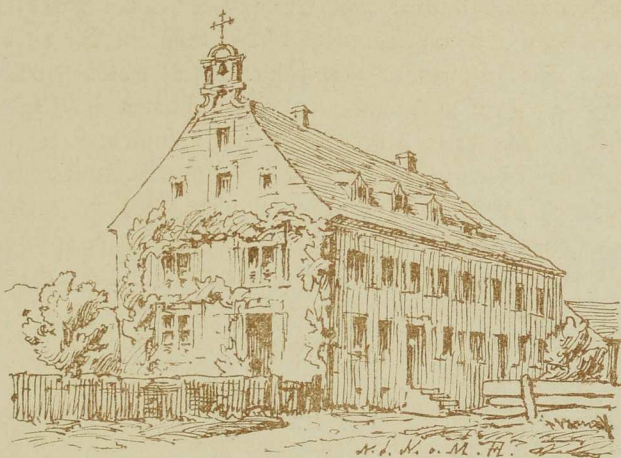
Die Familie

erworben. Wiederholt bekleideten solche das Schultheißen- und Bürgermeisteramt der ausblühenden Stadt Freiburg, oder erwiesen sich als Wohlthäter von Klöstern, oder waren an Urkunden betheiligt, welche zum Nutzen und Frommen des Volkes gefertigt worden, wie namentlich an dem merkwürdigen Kirchzartener Dingrotel von 1395.

Es war eben eine charakteristische Eigenschaft des mittelalterlichen Ritteradels, daß sein Bildniß eine tiefe Schattenseite neben glänzenden Lichtseiten zeigte. Man findet da eine fromme Ritterlichkeit, dann aber öfters an derselben Gestalt wieder ein gewaltthätiges Wesen, ein Getriebe



Schnewelin.



Meierhof Falkenbühl.

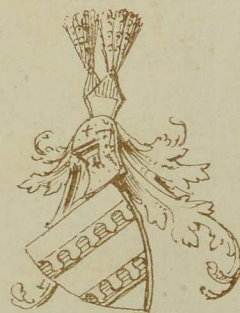
Schnewelin von Wiesenack ist in diesen Blättern verdientermaßen mit Farben geschildert, welche lebhaft an die Sage von der Landecker Brigitte erinnern. Zur Steuer der geschichtlichen Wahrheit aber muß daneben anerkannt werden, daß unter den wieseneckischen Rittern und Junkern doch auch manche edlere Gestalt aufgetreten und sich unlängbare Verdienste



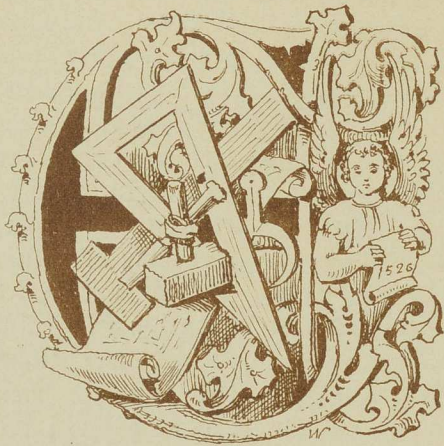
Einer der bei Sempach gefallenen fünf Schnewelin, nach dem Gemälde zu Königsfelden.

der Standeseitelkeit, der Aufregung und Rache such, welche als wahres Räthsel erscheinen. Der Schlüssel zu dessen Lösung liegt aber einfach in den adeligen Prerogativen, im Soldatengeiste, Fehde- oder Faustrechte, und in der leicht erregbaren und veränderlichen Gemüthsart, der damaligen Menschen überhaupt.

J. Bader.



Blumeneck.



Das Wahrzeichen Alt-Breisach's und die Sage seiner Entstehung.

Es gibt in deutschen Landen wohl keine Stadt die ein ähnliches Wahrzeichen aufweisen kann, wie das unalt-ehrwürdige Brisiac römisch Brisiacum, unser Alt-Breisach, nämlich einen Altar, höher als die Kirche. Wer der Schöpfer dieses Kunstwerkes ist, ist nicht bestimmt bekannt. Auf dem Palterium, das ein Engel in dem Kunstwerk trägt, findet sich die Jahreszahl 1526 und ein Täfelchen, welches ein Engel, der zu den Füßen der Maria angebracht ist, hält, zeigt das Handzeichen des Künstlers H. L. Einige Geschichts-

schreiber bezeichnen Hans Liefriuk als den Schöpfer des Kunstwerkes, andere Hans Leykman, welche beide in damaliger Zeit gefeierte Bildschnitzer und Maler waren.

Der Held unserer Sage ist Hans Liefriuk, wie denn A. Belden in den fast verschollenen Blättern der in den Jahren 1851 und 1852 erschienenen „Münchener Hanschronik“ die Entstehung des Wahrzeichens von Alt-Breisach in das Gewand einer allerliebsten Sage gekleidet hat, die wir hier folgen lassen.

I.

Die Rathsherren der Stadt Breisach hatten beschlossen, ihrem Münster, das so feierlich von dem Hügel herab sich in dem Rhein spiegelte, eine neue Zierde zu verleihen. Der Hochaltar war haufällig und unscheinbar geworden, und man trachtete jetzt darnach, ihn durch einen neuen zu ersetzen, welcher der schönen Kirche würdig wäre. Man hatte nach nah und fern um tüchtige Künstler geschrieben, die im Stande, etwas wahrhaft Schönes zu liefern, wofür man sie reichlich zahlen wollte, denn Breisach hatte zu jener Zeit gute Einkünfte und die Geldtruhen der Stadt- und Kirchenkassen waren fast wohlgefüllt.

Es hatte sich, das Werk zu fertigen, mancher wohlbekannte Meister erboten und dabei einen Entwurf mitgesandt, wie nach des Einzelnen Meinung die Ausführung vorzuschlagen wäre. Die Rathsherren beschlossen auf einen Tag alle Vorschläge gewissenhaft zu prüfen und dann den ausführenden Meister zu wählen. Jener Tag war herangekommen. Die ernstesten Männer in den schwarzen Feierkleidern und den weißen Spitzenträgen saßen schon an drei Stunden in der großen Stube des Rathhauses und ließen die Pläne und Zeichnungen von Hand zu Hand gehen, ohne daß bis jetzt noch einer der Vorschläge den allgemeinen Beifall, trotz sorgfältiger Prüfung, hätte erlangen können. Da entfaltete man endlich ein kaum mehr als zwei Hände großes Blättchen, auf dem eine liebliche Gruppe mit wenigen, aber sichern Strichen entworfen war: auf einem Throne sah man in erhabener Schönheit die Himmelsjungfrau, zu einer Seite Gott in Gestalt eines würdigen liebevollen Greises, an der andern Christus, die Figuren der beiden letztern hielten über dem Haupt der Jungfrau eine Krone und waren von einem Chor der Engel umgeben. Unter dem Bilde war nichts zu sehen, als der Name des Meisters Hans Liefriuk. Auf der Rückseite des Blattes stand jedoch folgende Empfehlung:

„Ehrsame, wohlweise Herren vom Rathe der Stadt Breisach, Gott zum Gruße und im Geiste einen Händedruck zum Dank, daß Ihr entschlossen seid, Euren Münster durch ein würdig Kunstwerk neu zu zieren. Wollt Ihr die Ausführung einem redlichen, kunstverständigen Manne überweisen, so schlage ich Euch dazu den Meister Hans Liefriuk vor, der jetzt in Eurer Stadt wohnt. Er ist

mein Freund, aber ich kenne ihn auch als Künstler und büрге für ihn, daß er im Stande, ein Werk zu schaffen, das seinen und Breisachs Ruhm nur mehren kann.“

„Nehmt es mir nicht für Uebel, daß ich mich ohngefragt in eure Angelegenheiten mische, aber ich denke, ein wahrhaft guter Rath findet alleweil gute Statt.“

Nürnberg am 15. Aprilis anno domini 1525

Albrecht Dürer.

Schon die geistvolle Skizze hatte die Rathsherrn auf den ersten Blick, den sie darauf geworfen, ganz eingenommen, als man aber die freundliche Empfehlung des weltberühmten Meisters Dürer's las, da war man rasch entschlossen, sogleich zu Liefriink zu senden und ihn feierlich mit der Ausföhrung zu betrauen. Nur einer der Rathsherrn, der immer mürrische und finstere Kubecher, erhob gewaltig seine Stimme gegen Meister Liefriink, den er einen Laugenichts und Leichtfuß nannte, auch alles dieses zu beweisen sich erbot. Er gerieth dabei so in Harnisch, daß er, fast braun im Gesicht geworden, athemlos in seinen Sessel zurücksank. Die übrigen Rathsherrn kannten aber recht wohl den Grund von Kubechers Wuth und verlangten nicht, die angebotenen Beweise zu hören, sondern sandten alsbald, ohne sich an seinen Zorn zu kehren, eine Abordnung zu Liefriink, um ihm den Entschluß des Rathes mitzutheilen.

II.

In der Nähe des alten Augustinerklosters standen damals zwei Häuser friednachbarlichst neben einander, obschon ihr Aeußeres nicht zu so großer Vertraulichkeit zu berechtigen schien. Das eine war ein gar stattlicher Bau mit drei Reihen schön verzierter Spizbogenfenster und einem steinernen Aufgang zur Hausthür, die jedoch ihre eichene Last selten in den Angeln drehte. In diesem prächtigen Hause wohnte jener reiche Rathsherr Kubecher, dem die bösen Zungen in der Stadt zwar heimlich, aber nur drum desto wirksamer nachredeten, er habe durch sein heftiges Wesen seiner seligen Frau Liebsten den Lebenspart um ein gut Stück verkürzt. Freilich mochte die Liebe, die er trotz seines so heftigen, barschen Wesens seinem einzigen Kinde, der lieblichen Catharina bewies, solch bösen Leumund fast Lügen strafen, doch hatte das Volk gleich wieder dabei die Anschwärzung bereit, daß er an dem Kinde nur gut zu machen strebe, was er an der Mutter des Uebeln zu viel gethan. Würden aber, fügte man noch leise hinzu, nur erst die hübschen, glatten Züge Catharinens faltig und ihr Haar grau und spärlich werden (denn einen Schwiegersohn wollte der Alte durchaus nicht in sein Haus lassen, das erzählte man sich auch schon!) dann würde auch Kubechers ohnehin nur lauwarne Liebe rasch erkalten und er das gute Kind auch noch früh genug in die Grube bringen.

In wiefern diese Spinnstubengerechtigkeit wahr sprach, wird sich uns später zeigen. Wir wenden uns jetzt von dem „Grobianshaus“ wie die Breisacher das Haus nannten, zu dem kleinen Nachbarhäuschen, dies war freilich schlicht genug anzusehen, hatte auch nur wenige Fenster neben einander, konnte also für seine Insassen nur spärlichen Raum bieten, das Dach war gleichfalls fast mit der Hand zu erreichen, die Mauer nur schlicht getüncht, aber die reinlichen Fensterscheiben blitzten gar mächtig im Sonnenschein. Blumentöpfe standen dahinter, so daß man kaum durch die dichten Blätter in das Innere blicken konnte. Eines war jedoch an dem Hause, was demselben trotz seiner niedern Gestalt Namen und Ehre in der ganzen Stadt verschaffte, dies war — die Hausthür! Und warum? Sie war ein — Kunstwerk, ein Meisterstück. Die Eichenholzplatte der Thür war so kunstreich mit Schnitzwerk verziert, allerhand Blumen waren darauf so künstlich verflochten, daß sich erst das erstaunte Auge an die Pracht gewöhnen mußte, wenn es die niedlichen Engelsköpfehen erkennen wollte, die in reicher Zahl durch alle Lücken in dem Blättergewinde, selbst aus den Blättern und Blumenfeldchen heraus schauten, darüber war in kräftigen gothischen Lettern der Name „Hans Liefriink“ eingeschnitten, andeutend, daß der Meister hier wohnte.

Diese Thür hatte vor zwei Jahren, als sich Liefriink mit seiner alten Mutter nach Breisach gewandt und dies Häuschen gekauft hatte, die ganze Stadt in Bewegung gebracht. Das war damals

ein mächtiges Drängen und Stoßen, denn Jeder wollte das Wunderwerk des neuen Bürgers sehen und anstaunen. Mancher reiche Patrizier drängte sich durch die Gasse, öffnete die Thür und verlangte den Meister zu sprechen, in dem er einen jungen, leutseligen Mann kennen lernte, der auf alle Fragen frei und freundlich zu bescheiden wußte und seine Schnitzwerke gern Jedem zeigte. Dann bestellte wohl der und jener seinen Schutzpatron oder wohl auch einen kunstvollen Rahmen für sein venetisch Spiegelglas und Alle lohten den Meister gut. Die Schaulustigen, die täglich seine Thür fast belagert hatten, verminderten sich endlich, doch gieng auch später in dem Gäßchen Keiner fürbaß, ohne nicht einen Blick auf die „Blumenpforte“ wie sie die Menge getauft, zu werfen.

Für Niemand war jedoch das Treiben und Drängen vor Liefriuk's Thür so ärgerlich gewesen, als dem finstern Rubecher. Ihm war dieser Lärm ein Gräuel und oft hatte er es versucht, von dem steinernen Aufgang seines Hauses herab durch barsche Worte die Menge zu vertreiben, aber es gelang ihm nicht und oft waren Spottreden die Antwort. Eines Tages war er sogar bei dem Meister eingetreten und hatte diesen gefragt, ob ihm die Thüre nicht feil sei, nur damit der Lärm vor dem Hause ein Ende nähme, wollte er Liefriuk jeden Preis zahlen, den er verlangte. Allein dieser schlug sein Verlangen höflich ab und meinte, daß diese Thüre das Zeichen sei, das ihm Kundtschaft zuführe. Verkaufe er ihm die Thüre, so müsse er sich doch eine andere schnitzen, also wolle er den Nachbar nicht um sein Geld bringen. Darauf ist der Nachbar fortgegangen und hat dabei die Blumenpforte so heftig zugeworfen, daß sie hätte bersten müssen, wenn Liefriuk nicht das beste und zähste Holz zu ihr gewählt. Nachmals hat es dem Meister freilich Leid genug gethan, dem Rathsherr nicht zu Willen gewesen zu sein. In dem Nachbargarten hatte Liefriuk nämlich eines Tages die holde Catharina gesehen, zu der sich sein Herz schon beim ersten Anblick wundermächtig hingezogen fühlte. Er suchte sich der lieblichen Nachbarin zuerst durch sein Spiel auf der Viola bemerkbar zu machen, das er trefflich verstand. Musiktröne haben wohl schon manche Brücke gebaut, auf der sich dann die Herzen begegnet und gefunden, so war es auch hier. Catharina fand an dem bescheidenen, freundlichen Manne Gefallen, wie er auch sich immer mehr zu ihr hingezogen fühlte. Da faßte endlich sich Liefriuk ein Herz, gieng eines Sonntags nach der Messe hinüber zu Rubecher und brachte in wohlgesetzter Rede seine Bitte um die Hand Catharinens an. Rubecher, der noch nicht von dem Liebeshandel gemerkt hatte, kam außer sich vor Zorn und drohte die herbeigerufene weinende Tochter auf die Straße hinaus zu stoßen. Als Liefriuk jedoch durch seine Ueberredungskunst und die Bethenerung seiner reinsten Liebe, deren ganze Schuld er auf sich nahm, den tobenden Vater einigermaßen besänftigt hatte und sein Gesuch zu wiederholen wagte, da lachte Rubecher höhniisch auf und frug: „Wie viel tausend Gulden denn der Meister überhaupt besitze?“ Da hatte nun Liefriuk freilich nichts aufzuweisen, als seine beiden geschickten, aber leeren Hände und den schönen, klugen Kopf. Er versprach jedoch, um sich Rubecher in Allem willig zu zeigen, die ärgerliche „Blumenpforte“ die ihre Anziehungskraft auf Einheimische und Fremde noch immer ziemlich bewährte, zu entfernen. Wie Rubecher dies hörte, brach sein Wuth noch einmal los. Er war jetzt kaum mehr eines Wortes mächtig, sondern deutete nur stumm nach der Thüre, durch die Liefriuk, eine Thräne im Auge zerdrückend, schweren Herzens sich entfernte.

Catharina aber wurde seit jenen Tagen streng gehütet und durfte nicht mehr in den Garten hinunter, der die Vermittlung zu der Bekanntschaft mit dem „Bettelkünstler“, wie ihn Rubecher nannte, geboten hatte. Liefriuk aber konnte vor Kummer einige Tage kein Messer in die Hand nehmen, denn einer vor Herzeleid zitternden Hand gelingt es nicht, schöne Formen zu schneiden.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. Seite 42 der untersten Zeile soll es statt: „allzeit fromme Behörde“, allzeit **stramme** Behörde heißen.



Die schönste alterthümliche Kirche im Bezirk Müllheim.

St. Ilgen ist ein kleines Dörflein zwischen den Pfarrorten Betberg und Laufen, seit 1835 dem letztern eingepfarrt. Früher wurden die Bewohner von Betberg aus pastorirt, während sie in bürgerlicher Hinsicht längst zu Laufen gehört hatten. Fruchtbare Gefilde, schöne Aecker, Matten und Weinberge umgeben ringsum unser Dörflein, aber kein bestes Kleinod ist ohne Zweifel die alterthümliche Kirche. Sie ist bei weitem die Schönste im ganzen Umkreis. Das Langhaus gehört den ursprünglichen Verhältnissen nach in die sog. romanische Zeit, das Chor ist rein gothisch und zwar aus der besten Periode, denn der Styl ist edel. Jedes der 5 Chorsenster hat besondere Verzierungen. Im Innern ist sie allerdings öde und leer. In den Annal. S. Petri in nigra Silva S. 9 wird diese Kirche „ad Sanctum Aegidium vulgo St. Ilg“ bereits bei Errichtung eines Benediktinerpriorats zu Betberg 1089 als ecclesia ad Tiliam und als längst bestehend erwähnt. Im Kirchenbuch der Pfarrei Betberg v. J. 1732 wird der Name entweder von St. Ottilien abgeleitet oder er soll Fanum St. Egidii bedeuten. An diese letztere Benennung knüpft sich eine Sage. Zur Zeit der Merowinger soll sich ein Einsiedler im Walde bei Paris aufgehalten haben. Einst jagte ein merowingischer König in diesem Walde und ein verfolgtes Reh flüchtete sich in die Hütte des Einsiedlers und suchte Schutz unter dessen Gewandt, sodaß es dem nachsetzenden König verborgen blieb. Dieser Begebenheit und diesem Einsiedler St. Giles zu Ehren, sei St. Ilgen von einem merowingischen Prinzen gestiftet worden. Gewiß ist, daß bei alten Leuten dahier ein Bild noch in lebhafter Erinnerung steht, welches einst auf dem Altare stand und diesen Vorgang darstellte: es war ein Schnitzbild, das ein Reh vorstellte, welches an einem Manne in die Höhe schaute. Erst vor einigen Jahrzehnten ist es abhanden gekommen.

Jenes Kirchenbuch meint, diese Kirche sei im 12. oder 13. Jahrh. gebaut, d. h. wohl umgebaut worden. Allerdings fällt die Blüthezeit der gothischen Baukunst, welche in Frankreich sich früher als bei uns entwickelte, in die Jahre 1230 — 1370 und die jetzige Gestaltung kann also im 13. Jahrhundert entstanden sein.



Kirche in St. Ilgen.

Neben der Kirche und angebaut auf der nördlichen Seite stand das Kaplaneihaus, der Platz ist jetzt noch zu erkennen. Einen weiteren Beweis dafür, daß St. Ilgen früher eine eigene Pfarrei war, liefern die beiden Grabsteine vor dem Altar in der Kirche, auf deren einem die Inschrift lesbar ist: Anno domini 1502 obiit der Pfarrer Frater Johannes Zimmer de lapide, Requiescat in pace. Nach der Incorporation mit der Propstei Betberg wohnten die 2 Kapläne, welche die Filialien der genannten Pfarrei zu versehen hatten, dahier. Zur Zeit der Reformation wurde auf fürstl. Befehl vom „geistlichen verwalter“ dieses Kaplaneihaus dem Pfarrer Mathäus Hartmann von Buggingen zur Wohnung angewiesen, da das dortige Pfarrhaus nicht bewohnbar war. Etwa im J. 1720 wurde es zu

Gunsten der Pfarrei Betberg verkauft „weil das Stift St. Ulrich die Reparatur nicht bestreiten wollte“ und im Anfange des laufenden Jahrhunderts wurde das Haus abgerissen und auf dem Platze ein Garten angelegt.

Aus den im obengenannten Kirchenbuch enthaltenen Nachrichten entnehmen wir, daß Berthold II von Zähringen als er 1093 das Kloster St. Peter stiftete, wo er auch begraben liegt, diesem Stifte das jus decimationis oder den kleinen und großen Zehnten zu Seefeld, St. Gilgen, Buggingen, Laufen und Wolfenweiler verlieh mit der Auflage Kirchen und Pfarrhäuser zu bauen und auf Erhaltung des Gottesdienstes und Bestellung der Geistlichen bedacht zu sein. Von St. Peter dependirt St. Ulrich, im J. 1385 urkundet Wilhelm, Propst zu St. Gyllion, daß er zu den Zeiten als er Propst zu St. Ulrich war, den Todtfall von Katharina Rinsinger in Güttighofen und von ihrem Bruder Berthold, weil er des Gotteshauses eigen war, ein Pferd eingezogen habe.

Das Recht des Pfarrsazes in Betberg, folglich auch in St. Ilgen beanspruchte nun der Prälat von St. Peter noch im vorigen Jahrhundert „weil er es vom Herzog Berthold geschenkt bekommen habe“ allein der Abt Ulrich urtheilte dabei selbst „daß es seine Vorgänger verschlafen hätten“.

Im Privilegium Sacrum, einem frühern Betberger Kirchenbuch, wird erzählt, daß im 30jährigen Kriege auch die hiesige Kirche geplündert, aller Zierrath und der vasa sacra beraubt worden sei. Markgraf Friedrich lies aus den Mitteln des geistlichen Kastens das Verlorne soviel möglich ergänzen.

Noch im vorigen Jahrhundert war eine vom Elsaß stark besuchte Wallfahrt hier, wozu eine an der Westseite der Kirche angebrachte ziemlich obscöne Bildsäule Veranlassung gegeben. Ein Betberger Vikar soll sie haben zer schlagen lassen.

Jetzt wird in dieser schönen Kirche von Zeit zu Zeit eine Christenlehre oder ein Wochengottesdienst gehalten und der Pfarrer von Laufen hat Gelegenheit, Betrachtungen über die würdige äußere Schönheit dieses Gebäudes und über den Wechsel der Dinge anzustellen. Den Bewohnern von St. Ilgen möchten wir empfehlen dieß ihr Kleinod in Ehren zu halten durch Verschönerung der Umgebung und fleißigen Besuch.

Ed. Chr. Martini.



Kirche in St. Ilgen.



Das Wahrzeichen Alt-Breisach's und die Sage seiner Entstehung.

(Fortsetzung.)

III.

eit jenem für Liefriuk so trüben Tage war dieser selten froh geworden, hatte jedoch in seinem Häuschen, dessen Inneres weitläufiger und wohnlicher war, als das gar zu bescheidene Aeußere vermuthen ließ, recht fleißig gearbeitet und manch wahres Kunstwerk aus todtten Holzflößen gezaubert. Die Mutter sprach dem Bekümmerten dabei jeden Tag eifrig zu, sich doch die Tochter des gestrengen Nachbars aus dem Sinne zu schlagen, indem noch manch' Jungfräulein, das jener an Rang und Schönheit ebenbürtig genug, es gar gern sehen und hoch aufnehmen würde, wenn sich der geschickte Meister um seine Hand bewerben würde. Aber Liefriuk schüttelte zu ihren Vorschlägen immer traurig den Kopf, und wenn besonders zur Abendstunde die geschwätzige Alte gar nicht müde werden konnte, dem Sohne die Schönen der Stadt Breisach nach einander aufzuzählen, dann griff er schweigend nach seiner Viola und mußte zuerst der Mutter Lieblingsmelodien so zart und gefühlvoll vorzutragen, daß die gute Alte wohl plötzlich mit ihren weiteren Vorschlägen inne hielt und aufmerksam den Tönen lauschte. Voll innigen Wohlbehagens saß dann die greise Frau in ihrem Sorgenstuhle und wiegte das Haupt nach dem Takte der Melodien, bis sie nach und nach entschlummerte. War sie auf diese Weise besänftigt, so öffnete Hans das Fenster nach dem Garten und übertrug dann auf die Saiten das Weh seines Herzens in so schmelzenden Tönen, daß er manchmal selbst darüber hätte weinen mögen. Auch auf den Gesang verstand sich der Meister trefflich, hatte sich selbst manch Liedlein gereimt und in Töne gebracht, vor allen eines, das zwar kurz, aber innig, ihm so recht aus der Seele in die Saite geflossen.

Es hieß:

Arm' Herz was soll dein Schlagen
Was soll der Thränenquell,
Was soll das bange Klagen
Zum Sternlein hoch und hell?
Dir ist Dein Lieb entrisßen,
Du armer, armer Mann!
Von allen Kimmernissen
Triffst keines härter an.

Lange hauchte so Liefriuk in den Tönen seinen Schmerz aus, als er eines Abends, wie aus der Ferne, einen leisen Gesang vernahm, der ihm wie in seinen eigenen Tönen echoartig zu antworten schien; nur die Reime waren andere und lauteten:

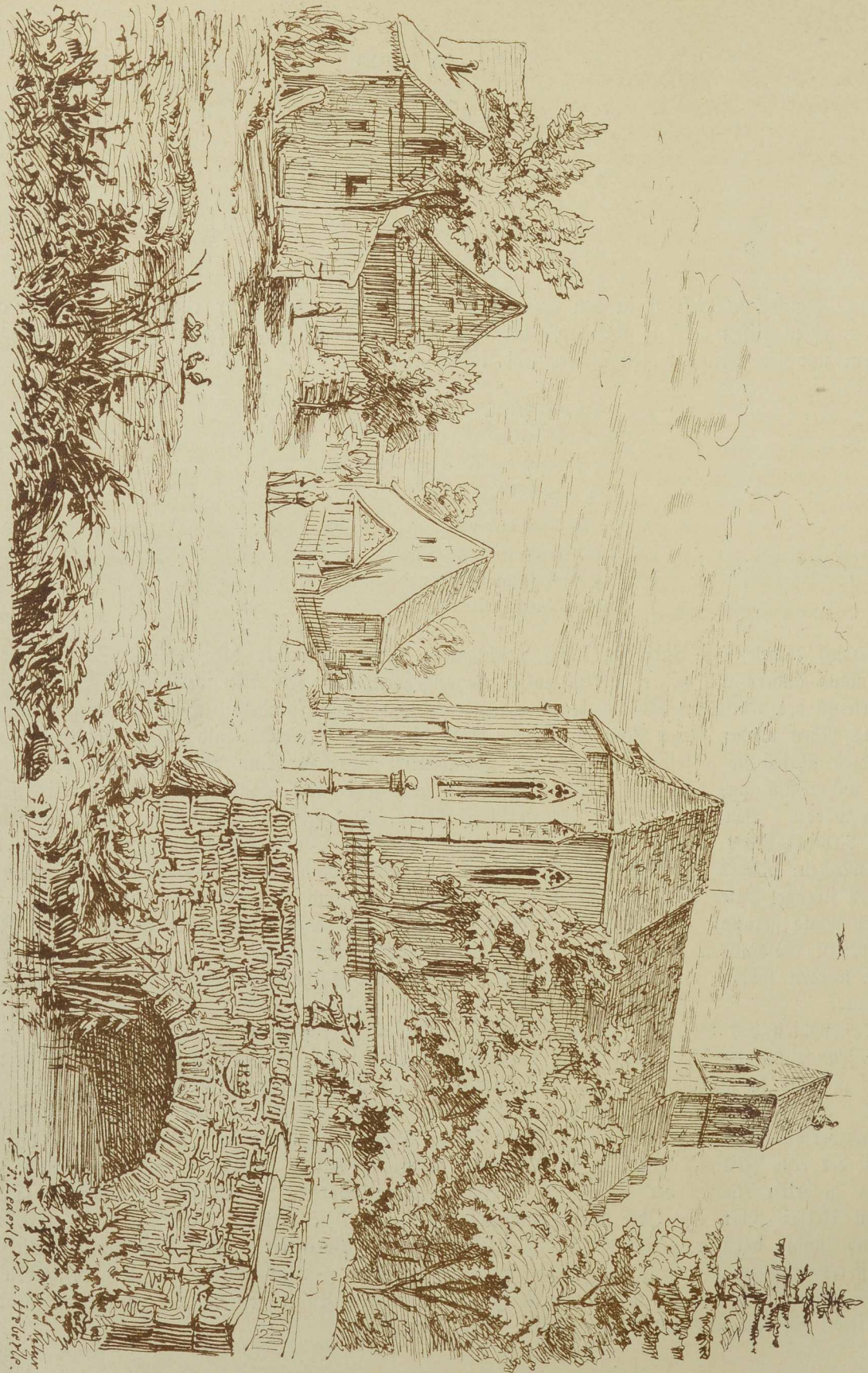
Ein Herz soll nicht verkümmern
Wenn sein ein and'res denkt;
Des Hoffnungsternlein Schimmern
Auch Trost hernieder senkt.
Nie hat trennbares Lieben
Auch nicht im Tod ein End,
Was hier sich treu geblieben
Sich einst auch wieder fünd.

Liefriuk konnte sein Entzücken kaum zurückhalten, denn er kannte die liebliche Stimme wohl, die Niemand anders als seiner holden Catharina angehörte, die von dem versteckten Fenster ihres Kämmerleins des Geliebten Klagen beantwortete und ihm Trost spendete. Von dem Augenblicke an hatte das Leben wieder neuen Reiz für ihn. Auch die Mutter merkte bald die Veränderung mit Hans, doch schrieb sie dieselbe einer vielleicht erwachenden Liebe für eine Bürgerstochter der Stadt zu und nahm sich vor, dem Sohne das Geheimniß noch jetzt nicht abzulauschen, bis er es ihr selbst entdecken würde. Von jetzt an aber vergaß Liefriuk nie, das Fenster zu öffnen, wenn er seiner Mutter Lieblingslieder spielte. Wußte er doch, daß dieselben Töne, welche die gute Alte in den Schlaf wiegten, drüben im Nachbarhause ein liebendes Herz wach riefen, was sich oft, wahrscheinlich wenn der strenge Vater nicht daheim war, in einem Trost- und Antwortlied kundgab.

So gieng geraume Zeit hin. Des Meisters Ruhm mehrte sich tagtäglich und auch die Zahl der doppelten Goldgulden, die er in einem geheimen Schiebsache seiner Truhe sammelte, die eine Summe werden sollten, mit der, wie er dachte, er einst um Catharinens Hand mit Nachdruck werben könnte.

Da erschien des Breisacher Rathes Aufruf zur Wettbewerbung für die große Arbeit des Hochaltars. Lange konnte sich Liefriuk nicht entschließen, mit in die Reihen der Bewerber zu treten, denn er gedachte so manchen Namens in Deutschland, dem größerer Ruf vorausgieng, als dem seinigen. Endlich jedoch entwarf er flüchtig das kleine Blatt das wir in den Händen der Rathsherrn wiederfanden, damals sandte er es mit einem Schreiben an Meister Albrecht Dürer, der den Liefriuk, der eine Zeitlang mit ihm in Nürnberg gearbeitet hatte, herzlich liebgewonnen und ihm oft einen geehrten Namen verheißen hatte. In schlichten Worten bat Meister Hans den Dürer um sein Urtheil über die Idee der Zeichnung, doch erhielt er immer keine Antwort. Er hatte sich auch längst darüber getröstet, indem er sich darüber Vorwürfe machte, den werthen Meister, der Besseres vorhabe, mit seinem Anliegen behelligt zu haben. Aber Dürer, der die Bescheidenheit Liefriuks, jedoch auch zugleich dessen Werth kannte, hatte das Blatt geraden Weges an die Rathsherrn selbst gesendet und damit den rechten Fleck getroffen.





St. Jigen.

St. Jigen
St. Jigen
St. Jigen

IV.

Zwei der jüngsten und der älteste Rathsherr waren beauftragt, Meister Liefriuk den Beschluß der ehrwürdigen Versammlung zu überbringen und begaben sich jetzt nach dem kleinen uns bekannten Häuschen. Eine Menge Volkes, das sich vor dem Rathhause versammelt hatte, um recht früh den Meister zu erfahren, der ihren Münster schmücken sollte, folgten jenen Rathsherren. Als man aber inne wurde, daß der Weg zum „Blumenpörtchen“ gieng, da machte sich schon unterwegs der Jubel durch den Ruf lust: Hoch Meister Liefriuk! Hoch der Erwählte!

Liefriuk saß inzwischen in seinem Zimmer und vollendete ein lieblich Schnitzwerk, das in seiner Art wohl freilich nicht recht zu den ernstern Heiligen paßte, die, feierlich geordnet, umherstanden. Die kleine Figur stellte aber keinen andern vor, als den heidnischen Schelm Amor, von Liebenden statt Schelm ein Gott genannt. Er war conterfeit, wie er seinen Köcher mit Pfeilen überlud, wahrscheinlich um eine recht romantische Rund- und Jagdreise nach allen Welttheilen zu machen, dabei zog die duftige Maillust durch die geöffneter Fenster mächtig herein. Ohne seiner Hände Werk einzustellen, haute Liefriuk im Geiste wieder einen Reim, den er heute Abend zur Viola singen und damit seine liebliche Nachbarin erfreuen wollte. Plötzlich vernahm er jedoch das Tosen der nahenden immer wachsenden Menge und hörte schon aus der Ferne seinen Namen nennen, den das Volk frohlockend rief, gleichsam innig erfreut, daß man den Meister bedacht hatte, der durch seine kunstreiche Thür einen, wenigstens Senen, die ihn kannten, vollgültigen Beweis seiner Fähigkeit dargelegt hatte. Liefriuk konnte sich freilich den Grund des Lärmes noch nicht erklären und auch seine Mutter kam ängstlich herbei, als sie den Namen ihres Sohnes rufen hörte. Da pochte man aber schon an die „Blumenpforte.“ Liefriuk eilte rasch in das Vorhaus, um die Thür zu öffnen, durch welche ihm die drei Rathsherren, ihn mit abgezogenen Bareten begrüßend, entgegen traten. Liefriuk wußte noch immer nicht, was dieß zu bedeuten habe und bat die Herren in seine Arbeitsstube zu treten, weil dies die beste und geräumigste seines kleinen Häuschens war. Hier reichte er ihnen Stühle, deren er glücklicherweise drei besaß, wenn auch nicht von gleicher Form, und frug nach der Herren Begehren.

„Ihr seid uns von einem herrlichen Manne schier herzlich empfohlen worden,“ begann der älteste Rathsherr, „und hat Euer Entwurf zu dem Schnitzwerk des Hochaltars im Münster auch ohnedieß unser Aller voller Beifall gehabt. Wir sind daher einig geworden, Euch, Meister Liefriuk, jenes Werk zu übertragen; sicher werdet ihr weder Euren Rufe, noch dem Lobe Meister Dürer's Schande machen.“

Jetzt stellte sich Liefriuk einen zwar schwachen Zusammenhang dar, doch kam ihm noch Alles wie ein Traum vor, bis ihn der neckische Amor, den er noch in der Hand hielt und an dessen Pfeilen er sich ritzte, zur Besinnung brachte. Rasch wurde der kleine Heide hinter das faltige Gewand eines Apostels versteckt und stammelnd begann Liefriuk: „Ihr Herren, wäre es möglich, hätte der wackere Dürer mein nutzlos Blatt Euch übersandt und Ihr — Ihr wollt mir wirklich die ehrenvolle Arbeit übertragen?“

„Lieber Meister“, fuhr der alte leutselige Rathsherr fort, „wir haben Vertrauen zu Euch und euer Theil ist es nun, dieß Vertrauen zu rechtfertigen und etwas herzustellen, was unseres alten Münster's würdig ist. Wir geben Euch fast zwei Jahre Zeit, damit ihr etwas Rechtes liefern möget, doch muß zu Mariä Himmelfahrt anno 1527 der Altar vollendet sein, damit er an diesem Tage geweiht werden kann. Um den Preis laßt uns nicht reden, wir seiltschen nicht und wollen Euch redlich zahlen, was ihr Rechtens verlangt. Gebraucht ihr inzwischen Geld, so geht nur hinauf zur Stadtkasse, dort wird man Euch nach Verlangen zahlen. Und nun gehabt Euch wohl, Meister!“

Den Gruß wiederholend entfernten sich Alle drei aus der Werkstätte und verließen das Haus Liefriuks, der kaum ihren Gruß erwidern konnte, denn ihm war es, als würden all' seine Heiligen und Apostel aus Holz plötzlich lebendig und nahten ihm, wünschten ihm mit tiefer Reuerenz Glück und suchten dann wieder die alten, gewohnten Plätze. Ganz zuletzt kam auch noch der kleine Spitz-

bube Amor und winkte so schalkhaft nach des finstern Kubechers Haus hinüber, als wollte er sagen: Gelt, Hans, das kommt uns recht sauber zu Statten; nun wird uns der alte Brummbar gewiß nicht zum zweiten Mal die Thür weisen.

Gott weiß, wie lange noch Liefriuk so fortgeträumt hätte, wenn nicht sein lieb Mütterchen, die in ihrer Kammer nebenan Alles gehört hatte, was die Rathsherren sagten, jetzt herbeigeeilt wäre und sich mit Thränen in den Augen an des lieben Sohnes Brust geworfen hätte. Lange Zeit standen die Beiden, in Rührung und Freude versunken, bis das Geschrei und Hochrufen der draußen stehenden Menge sie zur Besinnung und wieder in die dreifache Alltagswelt brachte, worauf Liefriuk hinaus gieng und den nimmermüden Schreibern seine Hand gab, wodurch der Jubel nur noch mehr gesteigert wurde.

V.

Liefriuk hatte jetzt nichts Eiligeres zu thun, als rasch an das Werk zu gehen und vor Allem einen Plan im größeren Umfang zu entwerfen, der für die Ausführung als Richtschnur dienen sollte.

Kosiger aber, als die Aussicht auf Ruhm und Geldgewinn dämmerte ihm die Hoffnung, sich jetzt wohl dem langersehnten Besitz seiner geliebten Catharina um vieles näher gebracht zu sehen. Die Zukunft, die Liefriuk jetzt einer Gattin anbieten konnte, schien ihm sicher genug, da er sich den Weg zu großem Ruhm angebahnt sah, deswegen drängte es ihn, Gewißheit auf die Hand Catharina's zu haben, und schon am Tage nach seiner Beauftragung, warf sich der Meister in sein bestes Wamms, um, wie er hoffte, mit besserem Erfolge, noch einmal bei dem finstern Nachbar vorzusprechen. Eine alte mürrische Haushälterin, die gegen Liefriuk die Neigung ihres Brodherrn zu theilen schien, öffnete ihm das Haus und beantwortete die Frage: ob der würdige Herr Kubecher daheim sei, mit einem so zögernden Ja, daß man es ebensogut für Nein! hätte nehmen können, wovon sich aber Liefriuk nicht stören ließ, sondern die Treppe hinauf über den Gang auf Kubechers Wohnstube zuschritt. Auf dem Wege dahin könte ihm durch eine nur wenig geöffnete Thür ein leiser Gruß nach, der ihm das Blut zum Herzen trieb. Als er sich umwandte jedoch, war die Thür schon wieder geschlossen und er wagte nicht, der ihm genugsam bekannten Stimme weiter nachzuforschen, da er wußte, wie übel er in diesem Hause angeschrieben war.

Liefriuks bescheidenes Klopfen an die Thür des Nachbar Kubecher ward mit einem ebenso barschen „Herein“ beantwortet, daß man auch, wie beim Ja der Haushälterin, denken mußte, nur das Gegentheil könne mit einer solchen Einladung gemeint sein. Trotzdem öffnete jedoch Liefriuk voll Zuversicht und trat mit einem ehverbietigen: „Gott zum Gruß, würdiger Herr!“ in das Zimmer.

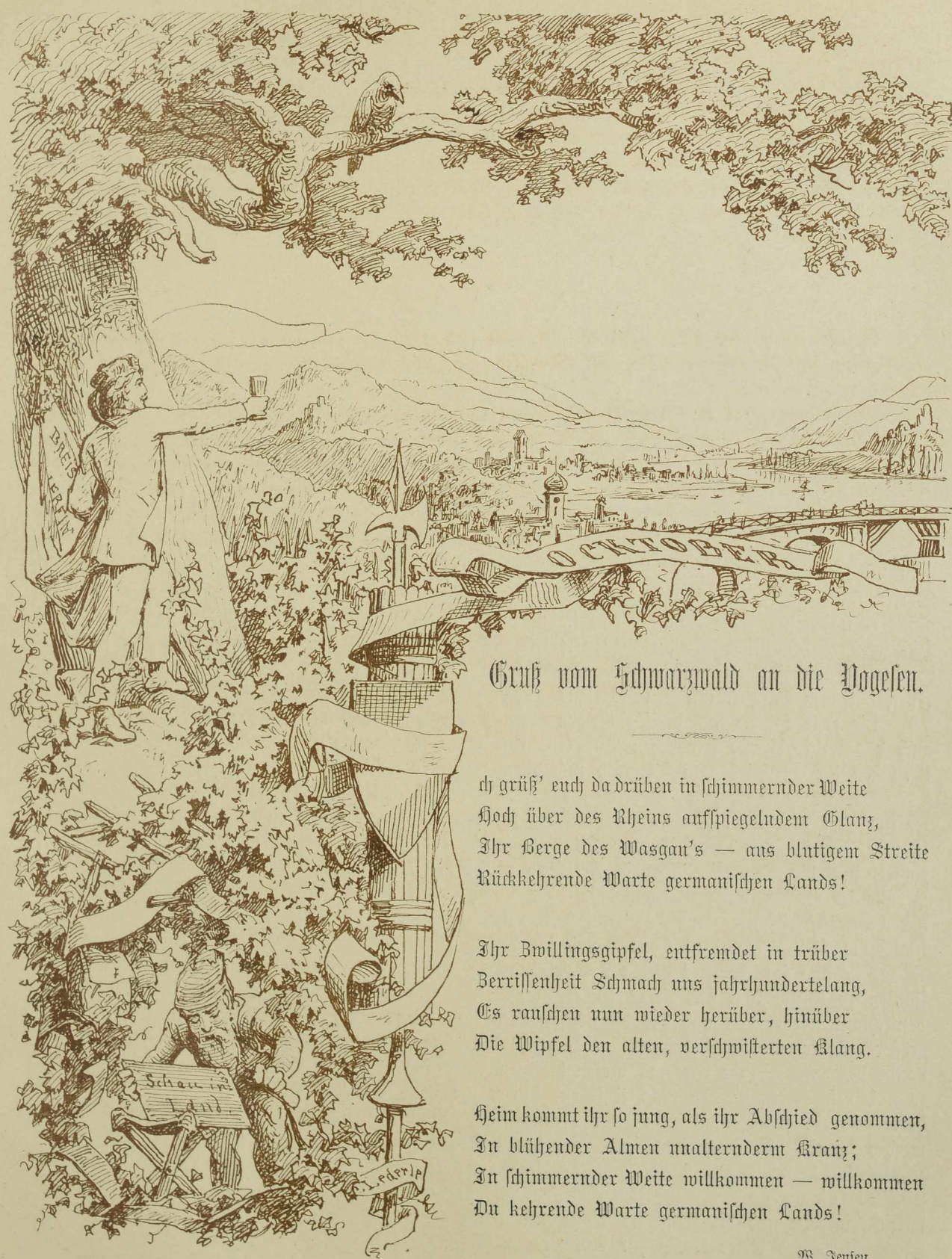
Den Dank für den Gruß murrte Kubecher, den Besuch erkennend, fast unhörbar vor sich hin, aber desto lauter und barscher ward seine Stimme, als er dem Meister ein kurz: „Was beliebt Euch?“ zurief.

„Ich bin nur gekommen, Euch meinen Dank darzubringen“ erwiderte Liefriuk. „Die ehrsamten Rathsherren haben mir das schöne, herrliche Stück Arbeit zuerkannt. Ich komme zu Euch, als meinen Nachbar, zuerst; Euch gilt mein Dank am herzlichsten.“

Kubecher hatte hoch aufgehört. Er vermuthete Spott in Liefriuks Rede und seine Augenbrauen zogen sich so nah und finster an einander, daß sie einem recht bösen Gedankenstrich über den lauernden Augen häßlich ähnlich sahen.

„Schon gut, schon gut!“ brummte er dann. „Hättet Euch nicht herzubemühen brauchen, denn mir verdankt Ihr des Rathes Zustimmung wahrlich nicht und meine Stimme hättet ihr nimmer bekommen. Ihr seht, ich bin offen.“

(Fortsetzung folgt.)



Grüß vom Schwarzwald an die Vogesen.

Ich grüß' euch da drüben in schimmernder Weite
 Hoch über des Rheins aufspiegelndem Glanz,
 Ihr Berge des Wasgan's — aus blutigem Streite
 Rückkehrende Warte germanischen Lands!

Ihr Bwillingsgipfel, entfremdet in trüber
 Berrissenheit Schmach uns jahrhundertlang,
 Es rauschen nun wieder herüber, hinüber
 Die Wipfel den alten, verschwisterten Klang.

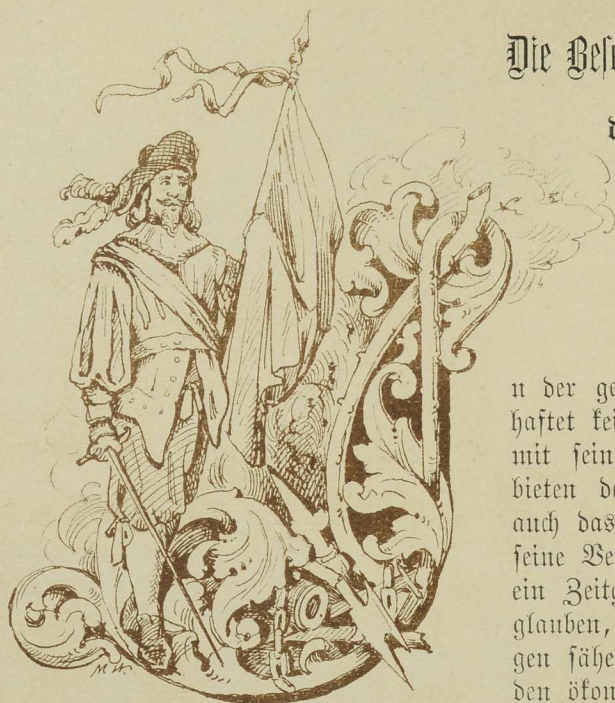
Heim kommt ihr so jung, als ihr Abschied genommen,
 In blühender Almen unalterndem Kranz;
 In schimmernder Weite willkommen — willkommen
 Du kehrende Warte germanischen Lands!

W. Jensen.

Die Besetzung der vier Waldstädte am Oberrhein

durch den Rheingrafen Otto Ludwig.

(Juli bis 16. October 1633.)

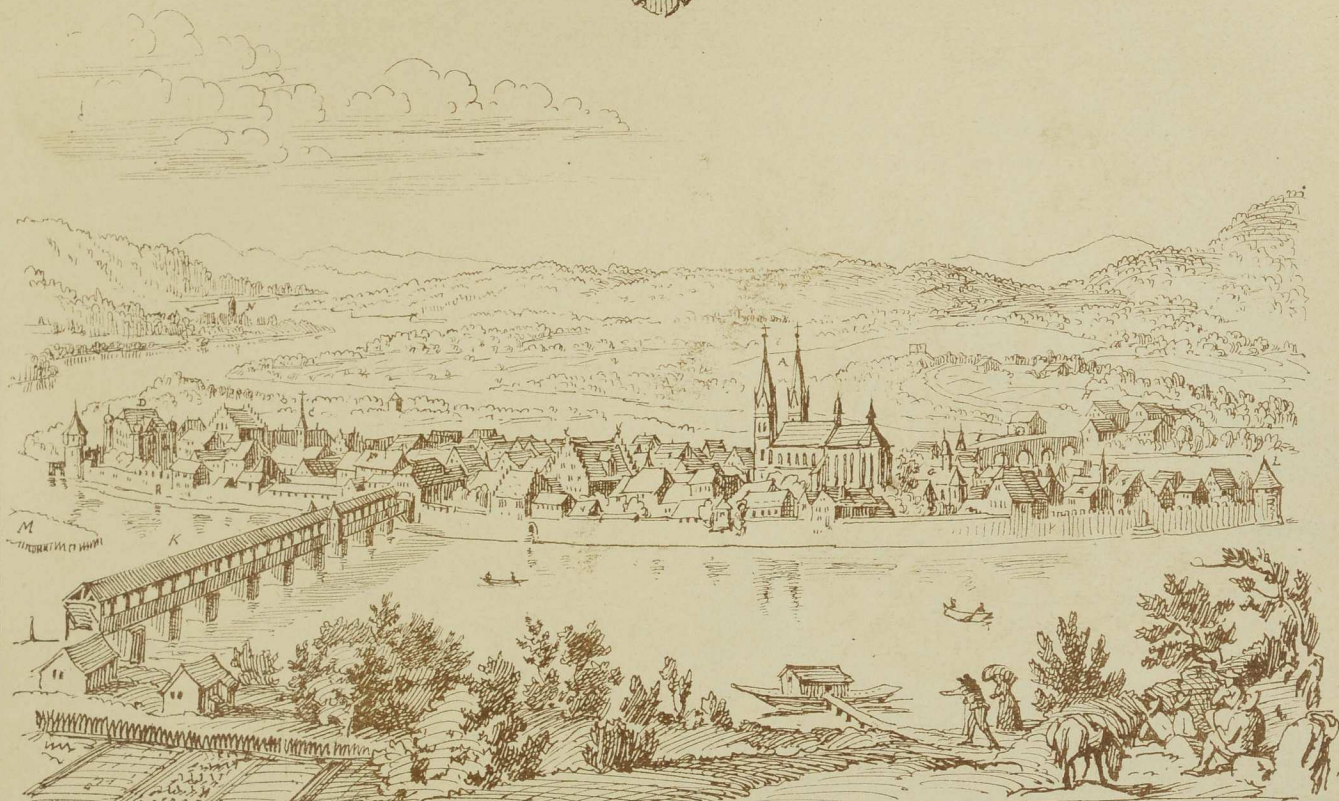


In der geschichtlichen Erinnerung des oberrheinischen Thals haftet kein Ereigniß stärker, als der dreißigjährige Krieg mit seinen Gräueln und Drangsalen. Unter den Gebieten der jetzigen Eidgenossenschaft ist das Frickthal auch das einzige, über welches jener verheerende Krieg seine Verwüstungen richtete, die der Art waren, daß ein Zeitgenosse bekannte, man würde das Elend nicht glauben, wenn man daselbe nicht mit eigenen Augen sähe. Die Städte, namentlich Rheinfelden, wurden ökonomisch ruiniert, so daß sie nie mehr zum frühern Wohlstand und dadurch auch zur frühern Selbstständigkeit sich emporzuschwingen konnten; die Dörfer, die dem Feinde weniger oder gar keinen Widerstand zu leisten vermochten, wurden ausgeplündert und einige so verwüstet, daß sie nachher sich nicht mehr aus dem Schutte erhoben, z. B. Höflingen, Hof-Möhlin, Kappertshäusern; kein Wunder wenn die Erinnerungen an jene Schicksale im Volksmunde sich auf unsere Zeit vererbten und die Mütter ihre Kinder zur Ruhe und in Furcht bringen konnten mit den Worten: „Der Schwed' ist vor der Thür!“

Die erste Hälfte des dreißigjährigen Krieges verschonte die österreichischen Vorlande und somit auch das Frickthal vor feindlichen Anfällen. Um so mehr aber hatte das Land durch die Einquartierungen der durchziehenden Truppen und durch außerordentliche Beisteuern zu leiden.

Damals hatte Leopold, Erzherzog von Oesterreich, Bischof von Passau und Straßburg, die Verwaltung der Vorlande. Da mehrere Glieder des österreichischen Fürstenhauses in kurzer Zeit starben, so war Leopold aus dem geistlichen Stand getreten und hatte, nachdem er auf die Bisthümer verzichtet, und die Prinzessin Claudia Felicitas von Toscana geheirathet, als weltlicher Fürst die Regierung in Vorderösterreich übernommen. Zu verschiedenen Malen hatten seit Beginn des Krieges die vorderösterreichischen Landstände außerordentliche Beisteuern zur Landesvertheidigung bewilligt, so im Jahre 1620 400,000 Gulden und im Jahre 1622 die Summe von 300,000 Gulden.

Als nun im Jahre 1630 der Schwedenkönig Gustav Adolf den bedrängten deutschen Protestanten zu Hülfe kam und seine Heere, verstärkt durch die deutschen Verbündeten, gegen Süddeutschland vordrangen und das österreichische Erbe bedrohten, verlangte Leopold von den Ständen größere Opfer. Er berief deßhalb im Jahre 1631 einen Landtag nach Ensisheim, stellte die dem Lande drohende Gefahr dar und verlangte die nöthige Hülfe. Die Stände entgegneten, daß sie die so nah geschilderte Gefahr nicht einsehen, indem ihr Land von den Eidgenossen nichts zu fürchten hätte und ein etwaiger Ueberfall der Franzosen durch den bewaffneten Landsturm zurückgeschlagen werden könne. Dennoch bewilligten sie, durch Drohungen der Commissarien genöthigt, die achtezehnte Garbe und 6000 Gulden. Im folgenden Jahre bewilligten sie 12,000 Viertel Frucht und 20,000 Gulden an Geld zur Unterhaltung des Kriegsvolks. Da durch die vielen Steuern das Geld selten geworden und die Einzieher dieser neuen Steuer beim vorderösterreichischen Kanzler um Aufschub baten, gab dieser trotzig zur Antwort: „Ich muß Geld haben, oder die Kriegsleute werden



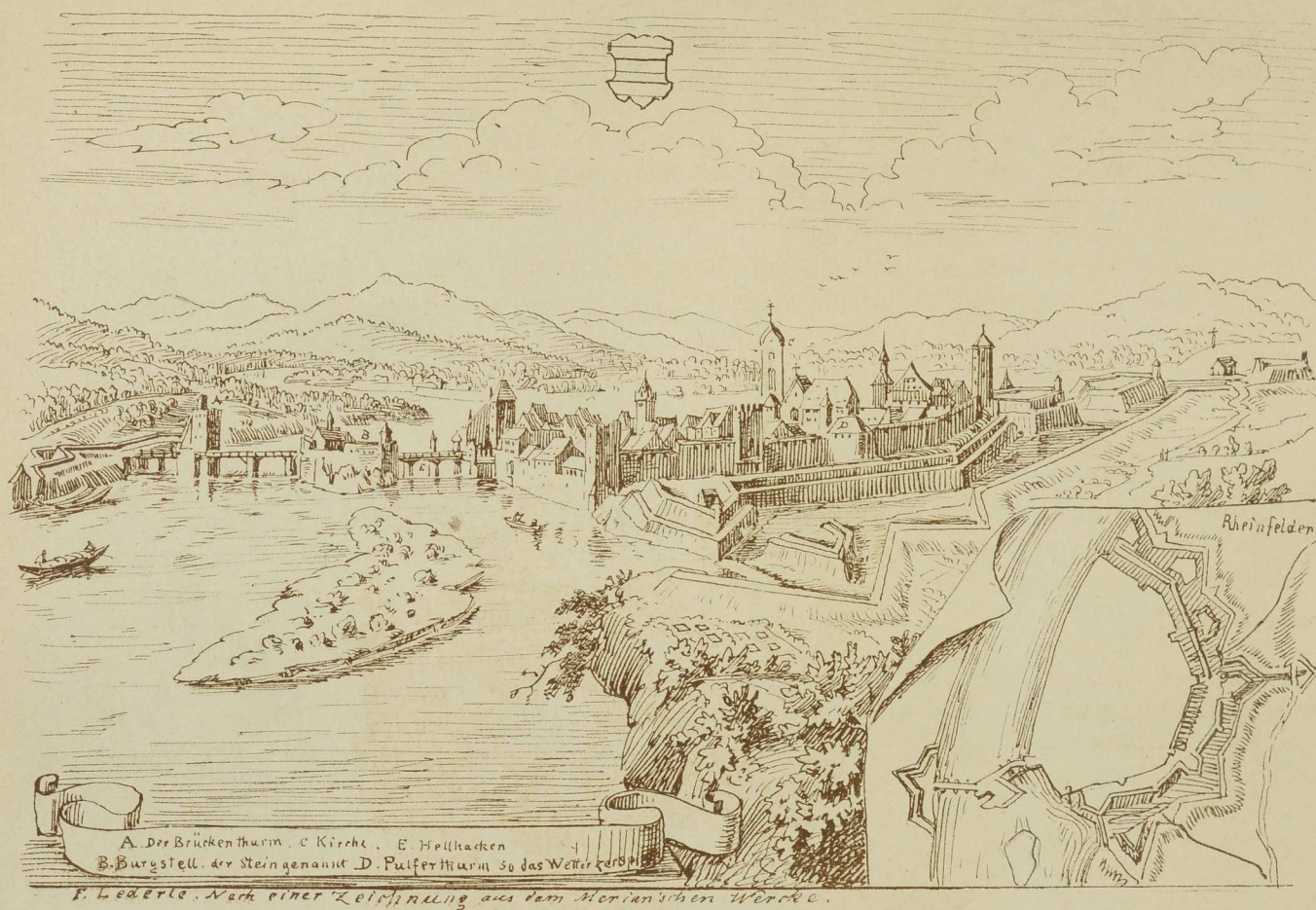
A. S. Fridelins Kirche G. Schwestershaus E. S. Gallen Kirche G. Zur Dörnen Cron. I. Steinene Brücke L. Gallus Thurm N. Mumpff.
 B. Fürstliche Wohnung D. Schönauwert Hoff F. Cernenher Hoff H. Warmbad K. Rheinbrücke M. S. Fridelins Acker.
 F. Lederle. Nach einer Zeichnung aus Merians Werke.

Seckingen im 15. Jahrhundert.

es selber holen. Wenn es schon ein Duzend Klöster kostet, so ist das besser, als wenn das ganze Land Noth leidet; man kann immer wieder Pfaffen und Mönche bekommen." Daß die Regierung damals wirklich Geld bedurfte, beweist ein Schreiben des Obersten Ascanio Albertini in Breisach, der meldet, daß seine Soldaten keine Schuhe mehr hätten, indem ihnen seit 5 Monaten kein Sold mehr ausbezahlt wurde; man möchte die Soldaten befriedigen „denn mit unwilligen Hunden ist böß Hasen zu fangen.“

Neben den bedeutenden Kriegssteuern, welche das Land zu bezahlen hatte, mußten die Städte, in welchen die Besatzungen lagen, diese obendrein auch noch unterhalten. Darum weigerte sich Rheinfelden lange Zeit eine Besatzung aufzunehmen und wollte lieber mit eigenen Mitteln „getreue Wache halten, bis größere Gefahr vorhanden sei.“ Zu diesem Zwecke wurde die Bürgerwehr verstärkt; das Landvolk, das seine Habe bereits in die Stadt geflüchtet, unterstützte die Bürger bei den Wachen an den Thoren und auf den Mauern. Nur erbat man sich von der Regierung einen kriegskundigen Kommandanten, der die Instruktion leite und den Oberbefehl führe. Als solcher wurde damals bestellt Melchior von Rosenbach.

Unterdessen waren Gustav Horn und Rheingraf Otto Ludwig weiter in das südliche Deutschland vorgedrungen und hatten größtentheils das Elsaß und Breisgau besetzt. Einzelne Rotten kamen plündernd bis in die Nähe der vier Waldstädte. Schon bei Ausbruch des Krieges hatte sich die Stadt Basel, als eidgenössische Stadt, neutral erklärt und zu wiederholten Malen der Stadt Rheinfelden ihre Mitwirkung zur Abwendung jeder drohenden Gefahr zugesichert. Allein das Versprechen wurde nie gehalten. Es war nämlich ein schwedischer Oberst Johann Forbes, nach Basel



A. Der Brückenthurm. C. Kirche. E. Heilbrücken
 B. Burgstell. der Stein genannt D. Pulverturm so das Welterker
 F. Lederle. Nach einer Zeichnung aus dem Merian'schen Werke.

Rheinfelden im 17. Jahrhundert.

gekommen, theils um daselbst kriegslustige Schweizer anzuwerben, theils um als geheimer Agent der schwedischen Krone zu wirken. Ein Hauptzweck seines Aufenthalts in Basel war, auf geeignetem Wege sich der vier Waldstädte zu bemächtigen. Er hatte auch in öffentlicher Gesellschaft in einem Basler Wirthshause erklärt: er habe den Befehl von seinem König, „die vier Waldstet in crafft seiner hin und wieder gespiegelten potenzen bey versterung seines Leibs und lebens aufzufordern auch widrigenfalls mit Feuer und Schwert zu verfolgen.“ Darum ritt er am 6. September 1632, ohne daß es die Basler Behörde verhinderte, mit etlichen 30 Reitern von Basel aus und kam Abends 4 Uhr vor Rheinfelden an. Daselbst ließ er die Bürgerschaft durch einen Trompeter, „der schaffhauserisch geredt“ auffordern, sich zu ergeben und eine schwedische Besatzung aufzunehmen und, als er eine abschlägige Antwort erhalten, drohte er, nächstens mit verstärkter Macht wiederzukommen, um seinen Befehl mit Gewalt durchzuführen. Zehn Tage später rückte Forbes wirklich mit einer stärkeren Mannschaft von Basel, aus. Darunter waren auch etliche Bürger von Basel, welche zum Theil in schwedische Dienste getreten waren. Vor Rheinfelden angekommen, ließ er die Mannschaft beim kaiserlichen Zollhaus zurück, eilte mit geringem Geleite vor das Thor und forderte die Stadt noch einmal zur Uebergabe auf. Nach wiederholter Antwort, „man werde als gute Unterthanen des gnädigen Hauses Oestreich die Stadt mit Gut und Blut vertheidigen,“ zog er mit seiner Schaar nach Augst, plünderte daselbst Hausrath und Waffen und führte den Pfarrer gefangen mit fort. Der zu Basel gehörige Theil von Augst wurde verschont. Von da ging er über Siebenach nach Disberg, untersuchte dort die Räumlichkeiten und namentlich den Keller des Klosters, und befahl den Klosterfrauen, nichts zu entfernen bis er wieder komme, widrigenfalls würde er das Kloster sammt ihren Bewohnern verbrennen. Seine Leute glaubten aber jetzt schon

die Gelegenheit benützen zu müssen und plünderten das Kloster und die Kirchen aus, während Forbes mit seinen Offizieren an der Tafel schmauste. Sie versuchten sogar das Kloster in Brand zu stecken, indem sie mit Kerzen, welche sie in der Kirche nahmen, das Heu in der Wohnung des Vogts anzündeten. Von Olsberg zogen sie plündernd über Magden das Zeiningenthal hinauf bis nach Wegenstetten, woselbst sie dem Pfarrer den Wein und den Bauern das Rindvieh stahlen.

Damit gingen sie nach Erlinsbach, in der Gegend von Narau, wo sie übernachteten und der Raub verzehrt oder verkauft wurde.

Nach einmal, und zwar auf gültlichem Wege suchte Forbes zu seinem Ziele zu gelangen, indem er im October seinen Rittmeister Gonthier (einen Bürger von Basel), in die vier Waldstädte

sandte, um eine Conferenz in irgend einem neutralen Orte zu verlangen; allein die Abgeordneten der vier Städte, welche in Waldshut versammelt waren, fanden nicht für rathsam in irgend eine Unterhandlung einzutreten. Endlich sah Wilhelm Markgraf von Baden, der den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres in den

Vorlanden inne hatte und von Breisach aus mehrere unglückliche Ausfälle gemacht, ein, daß eine stärkere Besatzung in Rheinfelden nothwendig sei. Er sandte darum die Compagnie Wambach dahin, welche auf Kosten der Stadt

Rheinfelden verpflegt werden sollte. Obwohl der General-Feldwachtmeister



Parthie in Rheinfelden.

lungen an die Regierung; diese aber, selbst vertrieben von ihrem Wohnsitze Ensisheim, besaß nicht die Kraft, die Zügellosigkeit dieser Soldateska zu hemmen.

Indessen war die Erzherzogin Claudia, welche nach dem Tode ihres Gemahls die Vormundschaft über die noch minderjährigen Söhne und zugleich die Verwaltung der Vorlande übernommen hatte, bestrebt, durch Aufbietung des Landsturmes das durch Niederlagen geschwächte Heer zu verstärken. An geistiger Bildung und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichnet, gewann sie sich, wie später Maria Theresia, die Liebe des Volkes, welche sich in der größten Opferwilligkeit kund gab. Den 24. Februar 1633 ließ der Generalfeldmarschall Graf von Schauenburg Abgeordnete aus den vier Städten, der

Ernst Graf von Montecuculi die Art und Weise der Verpflegung vorschrieb und verordnete, daß über den von ihm bestimmten Unterhalt hinaus, die Stadt nichts zu geben habe (s. Beilage 1.) so nöthigten dennoch Offiziere und Soldaten die Stadt, neben dem gewöhnlichen Solde, auch noch die Zehrungen und Trinkgelage in den Wirthshäusern und andere Ausgaben zu bezahlen. Daneben verübten die rohen Kriegersleute in ihren Quartieren und auf der Straße allerlei Exzesse, plünderten, was ihnen gefiel, und benahmen sich so, als wären sie Meister einer eroberten Stadt. Umsonst wandte sich der Rath mit ernstem Vorstel-

Grasschaft Hauenstein und den Herrschaften Rheinfelden und Laufenburg nach Waldshut zusammen kommen und verlangte von ihnen, daß man ihm mit Mannschaft, Gewehr, Munition und anderem nothwendigen Kriegsbedarf an die Hand gehe, er könne mit der leeren Hand den Feind nicht schlagen; würde ihm keine Hülfe von Seite der Städte und des Landes geboten werden, so wäre er genöthigt, diese Gegend den Feinden zu überlassen. Nach reichlicher Berathung beschloffen die Abgeordneten:

- 1.) Ihm durchgehend innert sechs Tagen den vierten Mann zu Stadt und Land zur Verfügung zu stellen.
- 2.) Jede Stadt mit 40 Zentner Pulver und dem nöthigen Loth und Gewicht zu versehen.
- 3.) Die Fruchtvorräthe zu visitiren und kein Getreide außer Land zu lassen.

Diese Anerbieten nahm der Feldmarschall mit Freuden an und gelobte dann eidlich, in Gegenwart sämmtlicher Abgeordneten, im Lande zu bleiben und dasselbe zu vertheidigen. Behufs Ausbringung von 20- bis 30,000 fl., welche die Border-Oestreichische Regierung verlangte, suchte das obere Rheinviertel diese Summe bei katholischen Orten der Eidgenossenschaft, so wie bei der Stadt Basel zu erheben und bot überall gute Versicherung an. Allein kein Ort wollte in diesen „gefährlichen Läufern“ das Geld darleihen und so war man genöthigt, dasselbe im Lande selbst aufzutreiben. Nur mit großer Mühe konnte dies geschehen; die meisten Bürger von Rheinfelden und den andern Städten gaben, da sie kein baares Geld besaßen, ihr Silbergeschirr.

Neben dieser Steuer, welche das s. g. obere Rheinviertel (4 Städte, Rhein- und Frickthal und Hauenstein) zu bezahlen hatte, erhob die Erzherzogin Claudia noch ein besonderes Anleihen von 15,000 fl. bei der Stadt Rheinfelden und verpfändete dafür das Dorf Möhlin. Dagegen wurde der Oberst-Lieutenant Otto Rudolf von Schönau, der General-Commandant der vier Städte abgewiesen, als er neben den bereits bewilligten 20,000 fl. noch täglich 4 Reichsthaler sammt Pferde-fourage für sich in Anspruch nehmen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage 1.

Ordinan; Wie die kaiserlichen Soldaten in der garnison zu Rheinfelden sollen unterhalten werden.

(Dec. 1632.)

Erstlich vff ein ledlichen Soldaten, darunter die Corporale vund gefreyte gerechnet Wann Sy effective vorhanden vnd ihre Dienst verrichten, Monatlich vierthalben gulden an gelt. Den Corporalen vnd gefreyten anderthalbe portion des Commiß. Deßgleichen den Service, als die Ligerstatt, Holz, saltz vnd Licht.

Den Officieren des Ersten blats, darunter auch der Capitain d' Armes, gemein Weibel vnd Spilleuth, Monatlich an gelt zweihundert gulden. An Comiß dem Lieutenant täglich 6, dem Fenderich 4 den andern Feldweibel 3 den andern Officieren 2 portiones, vnd den obgemelten Service.

Deßgleichen soll man den Officiren vff Sechs pferdt den Unterhalt geben.

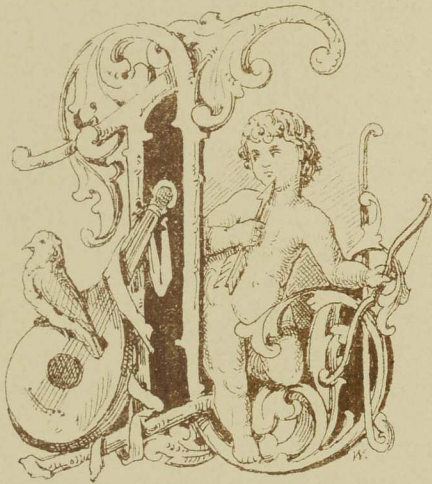
Hierüber die Statt vnd Ambt mehrers zu lifern nicht schuldig, biß vff anderwertige Verordnung. Darnach man sich allereits zu richten hatt. Geben zur Rheinfelden den 26 decembris Anno 1632.

Röm. Kay. May. hof Kriegs-rath,
 Cammer, General Veld Wachtmeister vnd bestelter
 Obrister zu Roß vnd Fues.
 Ernest graff von Montecuculi.

Das Wahrzeichen Alt-Breisach's

und die Sage seiner Entstehung.

(Fortsetzung.)



Liefriuk hatte sich wohl einen unhöflichen Empfang aber nicht solchen schänden Hohn vermuthet. Das Gehörte machte ihn erblassen.

„Was!“ rief er zitternd, „so hätte man nicht aus voller Ueberzeugung in meine Fähigkeit mir das Werk zuerkannt!? So wären vielleicht unter den Rathsherrn mehrere die mir einst tadelnd nachrufen könnten: Unsrer Stimme hast du auch nicht gehabt, du Pfüfcher, wir hätten sie einem Bessern gegeben! Nein, Nein! So soll es nun und nimmermehr kommen. Ich danke Euch, Nachbar für die Offenheit; auf der Stelle gehe ich hinauf, den Rathsherrn meinen Auftrag zurückzugeben. Liefriuk war so aufgereggt, daß es ihm mit diesen Worten bitterer Ernst war. Schon hatte er mit der einen

Hand das Varet mit der andern die Thüre ergriffen, als ihn Kubecher zurückhielt.

„Begeht keine Thorheiten, junger Mann,“ rief er dem Meister zu, innerlich befriedigt daß Jener nicht gekommen war um ihn zu verhöhnen, wie er in seinem Zorn geglaubt hatte.

„Das Werk ist Euch einhellig zuertheilt worden,“ fuhr er fort „nur meine Stimme hattest ihr nicht. Der Grund ist Euch wohl nicht unbekannt. Eure Meisterschaft mag immerhin Ruhmes werth sein, aber eure Nachbarschaft ist mir ein Dorn im Auge durch das Girren um mein einziges Kind, meine Katharina, die Euch wohl als ein fetter Bissen erscheinen mag. Aber seht Euch wohl um, daß ich dem nächtlichen Violaspieler nicht auch einmal einen Streich spiele, zu dem seine Saiten wohl keinen Ton angeben möchten.“

Kubecher hatte sich damit wieder so sehr in die Wuth hinein geredet, daß er die Schweißtropfen von der Stirn wischen mußte. Liefriuk aber hörte vernichtet des strengen Mannes Rede. Hatte auch die Versicherung Kubechers ihm seinen Zweifel über die getheilte Gunst der Rathsherrn genommen, so stürzte ihn doch wieder der Nachsag in tiefe Betrübniß. Kubecher schlug ihm seine Bitte ab, noch ehe er dieselbe vorgetragen hatte. Aber der Werth des Besitzes, um dem er kämpfte, gab ihm wieder Muth noch das Letzte zu wagen.

„Traun, Nachbar!“ redete er Kubecher nach einer Weile an, ich hatte nicht geglaubt, so hart von Euch empfangen zu werden. Ist denn der Groll gegen mich in Euerm Herzen so fest gewachsen, daß er sich nicht lösen läßt? Habt ihr nicht schon oft von Menschen gehört, die Andern unbedacht Unrecht gethan und die ihr Unrecht dann durch eine nur um so größere Liebe wieder gut zu machen suchen?“

„Was meint ihr damit? Wer ist es von uns Beiden, der dem andern Unrecht gethan?“ fuhr Kubecher auf.

„Ich bin mir keines Unrechts gegen Euch bewußt“ sagte Liefriuk ruhig.

„Also müßte ich es sein?“ polterte der Rathsherr heftiger denn zuvor, „also müßte ich wohl eigentlich jetzt Euch um Verzeihung bitten, wegen des Kammers, den Ihr mir durch Eure Leidenschaft für mein Kind, für mein einziges Kind bereitet habt?“

„Greifert Euch nicht und schiebt mir nicht Absichten zu, die mir fern liegen,“ bat Liefriuk. „Auch ich bin offen und will jetzt gegen Euch offen sein. Unrecht habt Ihr allerdings gethan

und ein schreiendes Unrecht noch dazu. Ich kam einst zu Euch und bat um die Hand Eurer Tochter. Ihr hörte, daß wir uns innig liebten, Ihr konntet zwei Menschen glücklich machen, konntet Euch zu der holden Tochter noch einen Euch liebenden Sohn erwerben, aber Ihr wieset mich schände genug ab. Ihr wußtet, daß wir uns aufrichtig liebten, aber das galt Euch gleich, Euer starrer Wille war nicht zu beugen und besonders grolltet ihr nur weil ich arm war. Seht, Herr Nachbar, die Zeiten haben sich schon um Vieles geändert. Ich habe mir die Zeit daher schon manch güldenes Schaustück mit des Kaisers Bild, so vollgültig wie das Gold selbst gesammelt. Meine Arbeit im Münster droben bringt mir ein gut Stück Geld, und was noch mehr gilt, Ruhm und neue Aufträge. Ich vermag jetzt ein Weib recht wohl zu ernähren, darum bitte ich Euch noch einmal recht innig: laßt den alten Groll fahren, gebt mir Euer Kind, gebt mir Katharina zum Weibe!“

Kubecher hatte die feurige Rede Lieftrinks nicht ganz anhören mögen und sich schon längst zum Fenster gewandt, durch dessen runde bleigefasste Scheiben er ärgerlich hinaus auf die Straße blickte. Auf Lieftrinks letztes Begehren antwortete er nicht. Als aber der betroffene Werber dasselbe noch einmal wiederholte, drehte sich Kubecher rasch um und sagte: „Meister quält mich nicht länger. Ich habe Euch mein Kind verweigert und hatte meine guten Gründe dazu. Ihr Künstler seid kaum mehr als eine Modefache. Gefällt Ihr und Euer Werk der Menge nicht mehr, so dreht man Euch denselben Rücken, der sich vorher bis zur Erde vor Euch bog und Ihr könnt dann höchstens noch anständig Betteln gehen. Dazu ist mir aber mein Kind zu lieb. Geht, sucht Euch einen Vater, der sein Kind weniger liebt als ich das meinige; der gibt es Euch wohl, ich nicht!“

„Nachbar,“ erwiderte Lieftrink düster, „Ihr habt die Künstler eben übel genug bedacht. Wohl mag die Kunst oder einzelne ihrer Zweige zuweilen Modefache sein, oder dazu werden, aber es gibt denn doch auch Moden, die Jahrhunderte lang bestehen und in der wahren Kunst entstehen Moden, die für die Ewigkeit bestimmt sind.“

„Bah,“ fiel hier Kubecher spöttisch ein, „gedenkt Ihr, deren zu liefern? Trauet ihr Euch so besondere Kraft zu? Sobald jetzt die Kunst nicht Wunder zu wirken vermag, so bleibt sie ein armselig, vergänglich Ding.“

„Was nennt ihr Wunder in der Kunst?“ frug jetzt rasch Lieftrink, „blos das Uebernatürliche oder auch das übernatürlich Wirkende? Nachbar, stellt nur eine Aufgabe, die nach Eurer Meinung an das Wunderbare grenzen mag. Stellt sie mir und knüpft an ihre Lösung die Hand Eurer Tochter; dann laßt mich sehen, ob ich vielleicht für Euch Wunder zu schaffen verstehe!“

Kubecher blickte finster genug auf Lieftrink, dann spielte jedoch rasch ein höhnisches Lächeln um seinen Mund, weil sich ihm in diesem Verlangen vielleicht die Möglichkeit darböte den zudringlichen Freier für immer los zu werden.“

„Eine Aufgabe soll ich Euch stellen, durch deren Lösung die Hand meiner Tochter Euch wird?“ frug Kubecher nochmals betont; „wohlan, der Vorschlag läßt sich hören, aber für heute sei genug des Kunst- und Liebesgeschwätz. Ich schicke Euch Morgen früh die Aufgabe hinüber, damit ihr Euch nicht wieder zu mir herauf zu bemühen braucht.“

Damit verabschiedete er Lieftrink und erwiderte des Meisters ehrerbietigen Gruß durch ein kaum merkliches Kopfnicken, und so verließ Jener das Haus, ohne jedoch auch nur eine Spur seiner Goldenen entdecken zu können.

(Schluß folgt.)

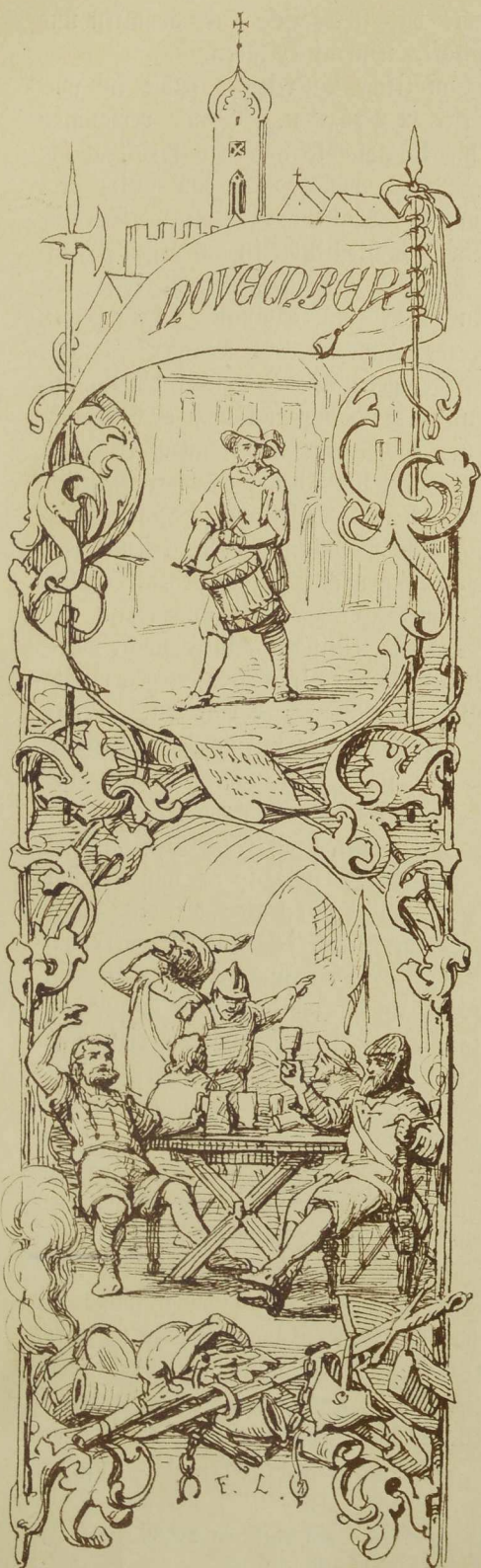


Die Besetzung der vier Waldstädte am Oberrhein

durch den Rheingrafen Otto Ludwig.

(Juli bis 16. October 1633.)

(Schluß.)



General Montecuculi hatte inzwischen den Schweden einige feste Plätze im Elsaß und Breisgau entrissen. Als der Rheingraf Otto Ludwig dies vernommen, eilte er aus Schwaben wieder an den Rhein. Eine Abtheilung seiner Reiterei erschien am 3. Mai auf dem Weiherfelde vor Rheinfelden. Die Besatzung dieses Ortes, verstärkt durch eine Reitergruppe, welche von Breisach gekommen war, um die Frau des vorderösterreichischen Kanzlers zu begleiten, machte einen Ausfall und vertrieb den Feind. Dagegen gelang es den Schweden ein Schiff zu kapern, welches mit 130 Fässer Salz, mehreren Tonnen Butter, zwei Kisten Kleidungsstücken und einigen Salmen beladen war und von Rheinfelden nach Breisach fahren wollte. Bei einem Ausfall, den Graf Montecuculi aus der Festung Breisach machte, wurde sein Heer durch den Rheingrafen Otto Ludwig, welcher in einem Hinterhalte den Feind in schlagfertiger Stellung erwartete, vollständig besiegt und Montecuculi selbst gefangen (15. Juni 1633). Der Rheingraf wollte nun den Sieg benützen, zog in die obere Markgrafschaft, unterwarf sich Neuenburg am Rhein, Sausenberg, Badenweiler und Röteln und näherte sich den vier Waldstädten.

Entgegen den gegebenen Versprechen hatten sich die österreichischen Feldherren aus diesem Gebiete zurückgezogen und nur eine kleine Besatzung von 300 Mann in Rheinfelden gelassen. Allein diese besaß weder hinlänglich Munition noch Geschütze, indem auf Befehl der Regierung alle großen Stücke aus dem Zeughaufe in Rheinfelden nach Breisach geliefert werden mußten. (Ueber den ohnehin mangelhaften Zustand des Rheinfelder Zeughauses gibt die Beilage 2, den klarsten Beweis.) Auch war der Getreidevorrath so gering, daß er für die Dauer einer längeren Belagerung nicht hinreichen konnte. Die Vertheidigung der übrigen Städte lag einzig in den Händen der Bürger, welche ebenfalls schlecht ausgerüstet zu sein schienen, indem Waldshut noch eiligst 1—2 Zentner Pulver von Rheinfelden sich erbat. In dieser Noth wandten sich die vier Waldstädte an die Tagsatzung der Eidgenossenschaft, welche gerade damals in Baden versammelt war, mit dem Ansuchen: die eidgenössischen Stände möchten, nach der Bestimmung der Erbeinigung, sich

der Waldstädte annehmen, durch ihre Vermittlung und Fürsprache das schwedische Heer abhalten und so das Frickthal, diesen wichtigen Durchpaß in die Eidgenossenschaft, neutral erklären.

Die Kantone, obwohl durch konfessionellen Hader und diplomatische Aufreizung selbst in zwei Partheien getheilt, waren doch darin übereingekommen, sich neutral zu verhalten. Ebenso verlangten sie von den beiden kriegführenden Theilen die Erklärung, daß die Waldstädte und das Frickthal bis zum Friedensschlusse neutral bleiben. Allein Rheingraf Otto Ludwig wußte auch, von welcher großen militärischen Bedeutung der Besitz dieser Orte war. Er brach deshalb am 5. July Vormittags 11 Uhr mit einem starken Heere zu Pferd und zu Fuß vom Schloß Rötteln auf gegen Rheinfelden.*) Eine Abtheilung wurde in Grenzach über den Rhein geschifft und kam, obwohl Basel den Durchzug nicht gestattet hatte, durch das Schweizergebiet am linken Rheinufer hinauf. Von beiden Seiten wurde nun die Stadt Rheinfelden mit Heftigkeit belagert, während das weniger befestigte Säckingen ohne Gegenwehr sich ergab. Zehn Tage dauerte die Belagerung, bei welcher die sämtlichen Gebäude durch das Geschütz bedeutenden Schaden erlitten und am Hermannsthurm eine Bresche geschossen wurde. Wegen Mangel an Munition überhaupt konnte das Feuer nur schwach erwidert werden und da von österreichischer Seite keine Hülfe zu erwarten war, der Adel, die höhere Geistlichkeit, die herrschaftlichen Beamten, ja selbst die höheren Offiziere sich nach Basel oder Baden geflüchtet hatten, so ergab sich den 15. July die Stadt dem Feinde. Die Besatzung erhielt freien Abzug und sollte mit fliegenden Fahnen mit voller Ausrüstung und Bewaffnung nach Breisach ziehen. Allein schon vor den Thoren der Stadt ließen sich etwa 200 unter die schwedischen Truppen anwerben. In solchen zuverlässigen Händen lag damals die Vertheidigung des Landes! Mit der Bürgerschaft wurde ein Vergleich geschlossen, wornach sie dem Rheingrafen 2250 Pfund**) als Brandgeld erlegen mußte; dagegen versprach dieser die Stadt mit Plünderung und weiterer Brandschatzung zu verschonen. Nichtsdestoweniger plünderten die Soldaten und zerstörten namentlich die Häuser der flüchtigen Beamten und Geistlichen nachdem sie alles Bewegliche geraubt hatten. Dabei sollen sich nach Aussage eines Augenzengen besonders die Franzosen, welche beim Heere des Rheingrafen waren, hervorgethan haben. Der Schaden den die Bürgerschaft durch Plünderung und Raub erlitt wurde auf 60,000 Pfund***) geschätzt. Auch die umliegenden Dorfschaften wurden rein ausgeplündert, zwei sogar ganz zerstört und die Felder verwüftet. Um sich vor weiteren Plünderungen zu wahren, erlegten die vier Waldstädte, (Laufenburg, Säckingen und Waldshut hatten sich ohne Schwertstreich ergeben) die Herrschaften Rheinfelden und Laufenburg und die Grafschaft Hauenstein eine Brandschatzung von 15,000 Gulden in zwei Terminen zahlbar. (Siehe Beilage 3.) Oberst von Cronegg wurde als Platzkommandant von Rheinfelden eingesetzt während der Rheingraf wieder nach Breisach zurückeilte, um diese wichtige Festung zu belagern. Sein Hofstaat, fünfzehn Personen stark, war in Rheinfelden zurückgeblieben und mußte von achtzehn der vermöglichsten Bürger abwechselnd unterhalten und verpflegt werden, was eine wöchentliche Ausgabe von 220 Reichsthalern verursachte. Religionsfreiheit war bei der Uebergabe zugesichert worden. Täglich nach gehaltenem katholischen Gottesdienst predigte auch ein protestantischer Geistlicher und die katholischen Einwohner wurden von der Besatzung mit Gewalt genöthigt den Befehlungsreden des Predikanten beizuwohnen. Ueber die Stadt wurde ein Oberamtmann Philipp Adam Faber gesetzt, entgegen den Privilegien und Rechten, welche der Rheingraf nicht anzugreifen versprochen hatte. Nach Einnahme der vier Waldstädte durch Otto Ludwig suchte die Erzherzogin Claudia, durch Vermittlung der eidg. Tagfagung, das zu erlangen, was sie wegen Hülfslosigkeit durch Gewalt nicht vermochte. Darum sandte sie den Grafen Bratislaus von Fürstenberg an die versammelte Tagfagung mit der Bitte: die Eidgenossen mögen sich, gemäß der Erbeinigung zwischen dem Hause Oestreich und den schweizerischen Orten, der Waldstädte annehmen und die Schweden daraus vertreiben. Diesem Gesuche traten der schwedische und französische Gesandte entgegen

*) Nachfolgende Darstellung ist größtentheils einem Berichte des damaligen Obereinnehmers von Eggs entnommen, welcher täglich von Basel aus über die Vorgänge in Rheinfelden an die vorderösterreichische Regierung Nachricht gab.

**) Das Pfund galt m. Z. 1. 37 S.

***) Diese Summe scheint etwas übertrieben zu sein, obgleich sie im amtlichen Verzeichniß so angegeben wird.



Waldshut.

Waldshut. V. J. Neuman.



F. Lederle. Nach einer Zeichnung a. d. Merianschen Werke. . . A. d. große Stadt. B. d. klein. Stadt. C. d. Schloss.

Laufenburg.

und die Tagsatzung konnte nichts anderes bewirken, als vom Rheingrafen Otto Ludwig die Erklärung zu erhalten, nach welcher er die eingenommenen Orte sowohl mit Besatzung als mit Kontributionen und andern Lasten verschonen wolle.

Auch dieses Versprechen wurde nicht gehalten; denn wer eben die Gewalt inne hatte, der war auch im Besitz des Rechts, das zu thun, was ihm gelüstete. So mußte die Stadt Rheinfelden abermals 7850 Pfund zum Unterhalt der Truppen bezahlen; ebenso die Herrschaft. Der Kommandant Cronegg verlangte von der Stadt neben 50 Mienzel Korn noch 750 Reichsthaler; und Oberst Gauded 1916 Pfund. Der Lieutenant der Artillerie Schnebli von Bern wollte sich der Kirchenglocken bemächtigen, um dieselben zu Feldstücken umgießen zu lassen und konnte nur durch Bezahlung von 375 Reichsthalern davon abgehalten werden. Um all' dieses Geld herbeizuschaffen, entlehnte die Stadt bei Hans Jakob Keller, Notar und Stadtschreiber in Nestal 800 Gulden, bei Jakob Gysin daselbst 300 Gulden, bei Hans Heinrich Hümmel in Basel 400 Gulden und versetzte dafür alle Einkünfte der Stadt, namentlich eine Schuldschreibung*) vom Erzherzog Ferdinand im Betrage von 3000 Gulden, mit jährlichem Zins von 150 Gulden. Wie in Rheinfelden, so verfuhr der Feind auch an anderen Orten. Die Gefälle der Klöster und Stifte wurden eingezogen, die Kirche zu St. Fridolin in Säkingen in einen Pferdestall umgewandelt, indem in diesem Orte neben 300 Mann Fußtruppen noch 1500 Reiter Quartier nahmen und so plünderten, daß, wie sie selbst sagten, nicht einmal eine Maus mehr hätte etwas finden können.

*) Noch vorhanden.



Der Brückenthurm in Rheinfelden.

Abzug zu erlangen oder ehrenhaft zu sterben. An der Spitze der kaiserlichen Abtheilung, welche dem Feinde nachdrang, war ein naher Verwandter und ehemaliger Waffenbruder des Kommandanten von Cronegk. Dieser rief, nachdem die Kaiserlichen die Thore des Hofes aufgesprengt hatten und hineingestürzt waren, dem Gegner zu: „Better und Waffenbruder, gib mir und meinen Soldaten Quartier!“ Dieser aber erwiderte: „Better, du bist ein Schelm, weil du wider den Kaiser und dein Vaterland dienst!“ Sprachs und riß dem nächsten Fußknecht die Partisane aus der Hand und rannte sie seinem Better durch den Leib daß er todt niedersank. Mit ihrem Kommandanten wurde auch die ganze Mannschaft entweder niedergehauen oder in den Rhein gesprengt. Diese Wiedereinnahme der Stadt Rheinfelden durch die Kaiserlichen geschah am 16. October 1633.

Beilage 2.

Verzeichniß deren im Zeughaus Rheinfelden befindlichen grob und kleinen Stückhen auch Munition und dergleichen Kriegsrüstungen.

(Vom 7. Febr. 1633.)

Ahn Geschütz.

Erstlich von Metall halbe schlangen	1 Stück	Item Metallne Falkhonetli	3 Stück
Wehr auch von Metal Chamber Stück	1	„ So dann eussene halbe Falkhonetli	5

Daß in dieser Lage das Land sehnlichst auf einen Erlöser harrete, läßt sich wohl begreifen! Dieser ward ihm auch zu Theil durch den spanischen Feldherrn Herzog von Feria, welcher, mit zahlreicher Mannschaft aus Italien kommend, sich mit dem kaiserlichen General Altringer vereinigt hatte. Beide entsetzten Konstanz, das von Marschall Horn durch drei Wochen belagert wurde und kamen mit 40,000 Mann über den Schwarzwald gegen die Waldstädte. Nur bei Rheinfelden fanden sie Widerstand. Mit Sturm mußte die Stadt genommen werden. Nachdem die Bürger den Kaiserlichen ein Thor geöffnet, zogen sich die Schweden in den Bauhof gegen den Rhein zurück, um da entweder einen freien

Item 3ffene Böler mit Chammeren	2 Stück	Mehr euffene Hoggen	36 Stück
Aber Metalline Stückli	5 "	Musqueten so den Ledigen Alhir zuogestellt anvever	410 "
Item Metalline Doppelhoggen	18 "	Item kleine Hoggen davon die geworbuen haben	15 "

Ahn Wehr und Waffen.

Item schlachtschwert vugevor	12 "	Ahn hellenbarten vugevor	40 "
Reyh Spieß	150 "		

Ahn Ehrant und Todt.

Pulver Zentner	19	pfund hochstens, vunderschiedlicher gattung Zentner	10
Stochplei vugevor Zentner	7	Behring vugevor	600
Ahn plei kuglen Zentner	7	Luntten Zentner	8

Ahn euffene kuglen von vier biß in fünf

Vom Ritterlichen teutschen Ordenshaus Beuckhen befindet sich hierher geliefert:

Groß und klein Metalline Stückli	8	empfangen	25
Item Metalline Doppellhoggen	9	Ahn Pulver Zentner	4
Item an Musqueten so die geworbuen Soldaten		Pley Zentner	1

Beilage 3.

Brandschätzung, welche an den Rheingrafen Otto Ludwig zu bezahlen war.

Wir von Stett vund Landschaften Abgesandte des Oberen Rein viertels vff dato in der Statt Rheinfelden Empieten Allen vund Jeden, Unseren bey Uns geseffenen Geist: vund Weltlichen mit Standesgliedern, Unser Fründlich Dienst vund gruof Auech was wir mehr liebs vund guets vermögen, zuvor, vund füegen Zuen ganz beweglich zue vernemen. Dennoch mit deß hoch- vund wolgeborenen Herrn Herrn Otto Ludwigen, Wildt- vund Rheingrafen vund Herrn zue Binstingen der königl. Crone Schweden vund dero Confoederirten Reichsständen vund Commendanten, wir vnß wegen unserer Statt vund Herrschafften an vns mit überzogener macht gestochten Brandschätzung einmütig abgefunden vund dahin verglichen: das wir Namblichen fünfzehntausend gulden zu zweien Terminen, das halb in vierzehen Tagen vund das andere halb von dats in Monats Frist vund das in gueten groben annemblichen goldt, vund Silber Sorten ohnfehlbar erlegen vund hierin kein hinderniß erzeigen sollen. Das wär dannhero auß welt vund Landthundiger Höchster Angelegenheit, ja vmb mehrer Verschonung, Landt vund Leutthen, weiterer verherung vund verderbung auch geüßlicher allerseits befahrender totalruin getrungen, Ein jedes Standtsglied nach dem anderen dem vugevor observirten alten herkhomen nach wie auß beythomender Verzeichnuß zue vernemen angeleggen vund in Crafft vnß deßwegen zugestellten mündlichen bevelchs in hier zu erheischende Contribution vund anlag zu nemen. Mit fründlich ersuchen vund piten, Es wellen alle vund jede insonders Ire quotas zue obbestimter zeit ohne Versaumbnis einicher stund oder minuten alhero zue Irer Excellencia verordneter Herren Cunnemer handen, vnselbar zum halben theil beeder Terminen entrichten. Vund wol in Achtung nemen ob schon etliche ihre erduldet ruinationes hiesfür schützen vund sich damit dester zue eximiren vermeinen wollten, das doch mit desto weniger weitere verfolgung mit Feuer vndt schwerdts Irer Gotts- vund anderer heusser Renten Zinß gefell vund dergleichen einthomen Zuen wurden vff halb gezogen, viel Ungnaden erwekht vund was vff verhoffende Accomodation vns entzogen zue Schutz vund Schirmb, auch fürderlichster erleichterung des obhabenden Kriegslasts der Soltadesca zuegesagt, ohn schwer wider zue vngnaden wenden würden. Deren getrösten resolution vund schriftlichen erklerung wir verlangend erwarten thuendt. Signatum vund mit der Statt Rheinfelden hiesfür aufgetruckten Secret bewart den 13/23 Julii Anno 1633.

Verzeichnuß der Anlag über die 15,000 fl. angesuchte Brandschätzung.

Stadt Waldshut	1000 fl	Gottshaus Dsberg	800 fl
Stadt Rheinfelden	1000 "	Himmelsporten Wyhlen	150 "
Stadt Laufenburg	1000 "	Haus Beuckhen	800 "
Stadt Seckingen	700 "	March vund Zuzlingen	150 "
Die drei Landschaften: Rheinthal, Möhlbach und Frickthal zusammen	3000 "	Deßchen vund Wegenstetten (die Edlen von Schönan)	150 "
Graffschaft Hauenstein	3000 "	Rectorat Wölflinswil	200 "
Herrschaft Laufenburg	700 "	Pfarrherr zue Frick	100 "
Wehr	500 "	Commenthur zue St. Johann	150 "
Stift Seckingen	1200 "	Zell im Wiesenthal Herr Waldvogt	300 "
Stift Rheinfelden	800 "	Dekan von Eyhsel	100 "

Otto Bally.

Das Wahrzeichen Alt-Breisach's

und die Sage seiner Entstehung.

(Fortsetzung.)

VI.



Die beiden Nachbarn konnten in jener Nacht nicht so rasch wie gewöhnlich ihren gefundenen Schlaf finden. Liefriuk hatte das höhnische Gesicht des Rathsherrn beim Abschied nicht eben viel Trost gegeben und Rubecher haderte mit sich selbst, daß er sich habe beugen lassen, einen solchen Handel einzugehen, indem er fürchtete, daß es ihm nicht möglich sein würde, etwas zu fordern, was für Liefriuks Geschicklichkeit unmöglich sei.

Am andern Morgen waren aber Beide wieder beruhigt. Liefriuk hatte seine alte Hoffnung wieder gewonnen und auch Rubecher glaubte

sein Ziel, Liefriuk für immer vom Halse zu haben und ihn noch obendrein demüthigen zu können, gefunden zu haben. In aller Frühe erschien die alte Haushälterin Rubechers bei Liefriuk und brachte dem Meister einen Zettel, den sie fast ohne Gruß abgab und sich dann, ohne ein Wort zu äußern, wieder entfernte.

Liefriuk öffnete hastig den Zettel, auf welchem weiter nichts geschrieben war, als die Worte:

„Wenn ihr einen Altar zu schaffen versteht, der höher ist, als die Kirche, dann sollt ihr meine Tochter haben. Vermögt ihr dies nicht, so laßt mich, mein Kind und mein Haus für die Zukunft in Frieden.

Rubecher.“

Einen Altar höher als die Kirche selbst! Solch einen Auftrag hatte sich Liefriuk nicht vermuthet und trostlos warf er den Zettel zu Boden, denn an dieser Aufgabe, glaubte er, müßte seine Kunst und auch seine Liebe scheitern.

Der Mutter tröstender Zuspruch traf heute nur sein Ohr nicht sein Herz. Das kurze Glück schien plötzlich wieder zerstört zu sein und die hereinbrechende Nacht fand Liefriuk noch so, wie ihn der Morgen gefunden hatte, stumm und trostlos. Mehr aus Gewohnheit, als aus Bedürfniß nach Ruhe, warf er sich auf sein Lager, ohne Ruhe zu finden.

Draußen aber tobte in jener Nacht ein heftiger Sturm, der in seinem tollen Spiele die schönsten Nester von den Bäumen brach und alle Blumen knickte. Das heulende Element erfüllte alle Herzen mit Bangen, nur Liefriuk fand in dem Lärmen und Tosen des Orkanes nichts Anderes, als ein Bild seines zerrissenen hoffnungsleeren Innern.

Das Morgenroth erweckte den kurz eingeschlafenen Meister, um ihm im Garten die Verwüstungen des Sturmes in der Nacht an Bäumen und Blumen zu zeigen. Da erwachte plötzlich der Schmerz einer andern Sorge in ihm. Hans hatte nämlich an dem Tage, wo er Katharinen zum ersten Male erblickte, zum Zeichen seiner Liebe zunächst der Thür im Garten einen schönen Rosenstock gepflanzt,

der so herrlich emporschloß, daß er die Thür schon längst überragte und ihr Schatten gab. Liefriuk liebte sein bestes Schnitzwerk nicht so sehr als diesen Rosenstock und mit banger Ahnung eilte er an jenem Morgen hinaus, befürchtend, den geliebten Baum, wie so viele seiner Genossen jetzt geknickt von dem entfesselten Elemente zu finden. Hastig riß er die Thüre auf, doch — o Freude! das Bäumchen stand noch frisch und munter und schien es fast, als hätte der Sturm Liefriuks letztes Glück nicht grausam vernichten wollen. Die Blumenkrone hatte sich nämlich, durch den Sturmwind gebogen, in die Thürbrüstung gedrängt, an deren Decke sich die Blumen und Blätter ängstlich angeschmiegt und so ein Obdach und Schutz vor dem Verderben gefunden hatten.

Liefriuk stand gerührt vor dem geretteten Kleinod. Fast konnte er für einen Augenblick den größeren Schmerz vergessen. Indem er so die unter dem Thürbogen hingedrückte Blumenkrone betrachtete, erwachte plötzlich in ihm ein Gedanke, der ihn zu freudigem Ausrufe ermutigte: „Das Wunder ist gefunden, Katharina, du bist mein!“

Die Mutter war ganz erstaunt, als sie an jenem Tage den Sohn so plötzlich ganz ermuntert fand. Zu einer Mittheilung konnte sie ihn nicht bringen, da er den ganzen Tag so eifrig zeichnete als wollte er den Plan zu neuen Welten entwerfen. Endlich am Abend schrieb er auf einen Streifen Pergament die Worte:

„Würdiger Herr!

„Ihr glaubt zwar kaum an die Wunder der Kunst, ich aber will mit Gott versuchen, herzustellen, was ihr verlangt. Euer Versprechen, mir im Falle des Gelingens Katharinenens Hand zu gewähren, habe ich und bin überzeugt, daß ihr ein Ehrenmann seid, der sein Wort zu halten weiß.“

„Frisch an das Werk und ein reichlich Jahr Frist“

Euer Hans Liefriuk.“

Rubecher war erstaunt genug, als ihm die Schrift von einem der Gehilfen Liefriuks übergeben wurde. Erst war er heftig gewesen, dann hatte er den Kopf geschüttelt und erklärt: „Der Liefriuk ist ein armer Narr, dem hat die unselige Liebe den Kopf verdreht.“

Liefriuk ging rüstig an's Werk, Geräthe und die nöthigen Gegenstände wurden durch seine Gehilfen in ein in der Nähe des Münsters gelegenes Haus geschafft, das ihm der Rath für seine Arbeit eingeräumt hatte und wo es jetzt lebhaft und fleißig zugiegt. Aber auch die Viola wurde nicht vergessen und oft sang der kunstfertige Meister zur Nachtzeit seine fröhlichen Weisen, die durch das Fenster in die Nacht hinaus immer das rechte Ohr zu treffen wußten:

Ein recht und innig Lieben
Kennt nie ein Hinderniß,
Und die so treu verblieben
Find't auch ihr Lohn gewiß.

VII.

Von da bis zur Vollendung von Liefriuks Meisterwerk liegt ein Zeitraum von mehr als einem Jahre, eine bitterböse Zeit für Deutschland, in welcher sich die schwer bedrückten Bauern erhoben hatten und ein Vernichtungskrieg gegen Adel und Ritter, sowie deren Besitzthümer führten, aber auch sich gegen Klöster und Städte wandten.

Auch Breisach ward von den hochschlagenden Wogen nicht verschont. Das benachbarte Freiburg hatte den Bauern seine Thore geöffnet, Breisach hielt eine schwere Belagerung aus, die es jedoch glücklich abwehrte, obschon die Klosterfrauen des in die Stadtmauer eingebauten Klosters Maria-Lu den Aufständischen den Weg durch eine geheime Pforte verrätherischer Weise in die Stadt vermitteln wollten. Noch zu rechter Zeit wurde der Anschlag entdeckt, die Klosterfrauen gefangen gesetzt und ihre Befestigungen von den ergriminten Bürgern der Erde gleich gemacht. Breisach selbst gieng ungebeugt und siegreich aus dem Kampfe hervor.

(Schluß folgt.)



Am Thuniberg

vor langer Zeit!

Ein Stückerl ältester breisgauischer Geschichte
von A. Ecker.

oh! die Meisten meiner Leser sind schon einmal an einem schönen Frühlings- oder Herbstabend oben auf dem Thuniberg bei der Münzinger Kapelle gestanden und haben ihren Blick bewundernd über das, wie ein großer Garten vor ihnen ausgebreitete schöne badische Oberland schweifen lassen, hinüber nach den herrlichen Kuppen des Schwarzwaldes, dem Belchen, Schauinsland und Kandel, dann westwärts nach dem Kaiserstuhl, über den Silberfaden des Rheins nach den Vogesen und weiter im Süden zu dem langgestreckten Rücken des Jura, und haben sich der schönen Gegenwart und ihres herrlichen Vaterlandes gefreut und — wenn es etwa vor 1871 war, — nebenbei auch darüber geärgert, daß das Elsaß nicht dazu gehört — und sich dann in der Krone in Münzingen den guten Rothem, sowie — wenn es Frühjahr war — die berühmten Spargeln schmecken lassen, um schließlich, reich an geschauten schönen Bildern, durch den abendlich schimmernden Mooswald heiter nach Hause zu ziehen. — Und noch lange nachher haben sie sich an diesen Bildern, wenn sie in der Erinnerung an ihrem geistigen Auge vorüberzogen, erfreut. — So wenigstens hat es sich bei mir in frühern Jahren öfters begeben.

Setzt aber, wenn ich meine Augen schliesse und der Phantasie freien Lauf lasse sehe ich plötzlich

die Landschaft in einem ganz andern Licht. Anstatt des blühenden sonnigen Gartens liegt eine trübe, düstere öde Spätherbstlandschaft vor mir, anstatt der Fruchtfelder und Dörfer nur Fichtenwald, dazwischen weites Gelände mit Wasser bedeckt, an dessen Ufern hirschartige Thiere weiden. Es ist, wie wenn man eine Gegend durch ein rothgelbes Glas betrachtet hat, wobei Alles wie in glühendes Sonnenlicht getaucht erscheint und nun, nachdem man dieses mit einem blaugrünen vertauscht hat, plötzlich eine traurige Winterlandschaft vor sich sieht oder wenn vor unsern Augen, wie in den sogenannten Nebelbildern oder dissolving views sich unmerklich die eine in die andere umwandelt. Und — wie sonderbar dies auch Klingen möge —, an dieser Fähigkeit, wenn man so sagen kann, auch vor mein geistiges Auge ein blaugrünes Glas zu setzen sind einzig und allein einige Steinchen und einige Knochenstücke schuld, die ich vor einigen Jahren am Fuß des Thunibergs aus dem lockeren sandigen Lehm, dem sog. Löß des Rheinthals ausgrub. In unserm Hebels Gedicht „Der Geisterbesuch auf dem Feldberg“ entschuldigt der junge Basler Kaufherr sein Abkommen von dem rechten Wege mit seiner Freude an Vögeln und Blumen: „Selle Fehler han i, i cha mi an Allem verthörle.“ Einen ähnlichen Fehler haben auch Naturforscher und Archäologen, sie können sich auch „an Allem verthörle.“ Der Naturforscher wandelt beständig in einer Welt von Räthseln, während für den Laien sich „Alles von selber versteht.“ So haben die Steinchen und Knochenstücke, die ein Anderer entweder nicht gesehen oder, wenn er sie gesehen, verächtlich mit dem Fuß bei Seite geschoben hätte meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade erregt, so sehr, daß sie selbst meinen Blick von der herrlichen sonnigen Landschaft ganz ablenkten. Sie wurden für mich ein Gegenstand eifrigsten Studiums und ernstern Nachdenkens und eröffneten mir plötzlich einen Blick in eine unendlich ferne Vergangenheit und in düstere, öde Gegenden, wie wir sie heutzutage nur noch im höchsten Norden finden. Wie der Geschichtsforscher aus alten, oft schwer leserlichen Pergamenten die Geschichte seines Landes zusammensetzt so findet der Naturforscher und Archäologe in Dokumenten, die, — weil es keine geschriebenen — noch viel schwerer zu lesen sind als jene, die Nachrichten von der ältesten Geschichte des Menschen verzeichnet, aus Zeiten, zu welchen nicht einmal die Tradition, geschweige denn die geschriebene Geschichte hinaufreicht. Und solche ungeschriebene Geschichtsquellen sind mir nun auch die erwähnten Steine und Knochen, die uns erzählen, wie unser Breisgau ausgesehen in der fernern Zeit, die wir, weil sie der geschriebenen Geschichte vorausgeht, die „vorhistorische“ nennen.

In diesen, speziell der Geschichte des Breisgauer gewidmeten, Blättern ist schon manches Stück der geschriebenen Geschichte desselben erschienen. Mögen die Leser derselben nun auch einmal einen Blick in die dunkle ferne Zeit der ungeschriebenen Geschichte unseres Heimathlandes thun und, indem sie mich auf meinem Gang begleiten, die heimischen Fluren auch einmal durch das blaugrüne Glas betrachten. Sie werden dann den Blick durch das gelbe nur um so mehr genießen.

Hören wir denn nun einmal was unsere Dokumente, die Steinchen und Knochen uns erzählen.

Wohl alle meine Leser, wenigstens die im Breisgau geborenen oder schon lange ansässigen, kennen die Art Kieselstein, welche man Jaspis nennt, den schön rothen oder gelben Feuerstein, welchen man im badischen Oberland in den Bohnerzlagern bei Piel, Anggen und Fertingen oder den mattgrauen, den man in dem dichten Zurakall bei Kleinkems am Rhein findet. Stücke von solchem rothen gelben und grauen Jaspis fanden sich nun am Fuße des Thuniberges bei Münzingen in dem „Löß“ genannten sandigen Lehm in großer Menge, allein nicht in dem Zustand wie er an seinen natürlichen oben genannten Fundorten vorkommt, das ist in kuchenartigen mehr oder minder ründlichen Knollen, sondern von Menschenhand zerschlagen in scharfkantigen künstlich zugeschlagenen Stücken, ähnlich den Feuersteinen wie man sie vor Erfindung der Percussionsgewehre für die Flintenschlösser bearbeitete und wie sie noch vor 30 Jahren jeder ordentliche Raucher nebst Zunder und Stahl in seiner Hosentasche beherbergte; nur sind die Münzinger Feuersteine nicht 4 eckig sondern länglich und meist, wie Dolchklingen, auf beiden Seiten zugeschärft, was die unten folgenden Figuren besser als jede Beschreibung zu versinnlichen im Stande sind. — So wenig aber als irgend Jemand daran zweifelte, daß ein solcher Flintenstein, den er etwa da oder dort ausgrub, der Hand des Menschen seine Form verdanke, so wenig ist ein solcher Zweifel bei diesen Feuersteinmessern erlaubt. Es ist ein solches eine ebenso sichere Spur des Menschen, als wenn man einen Theil seines Körpers

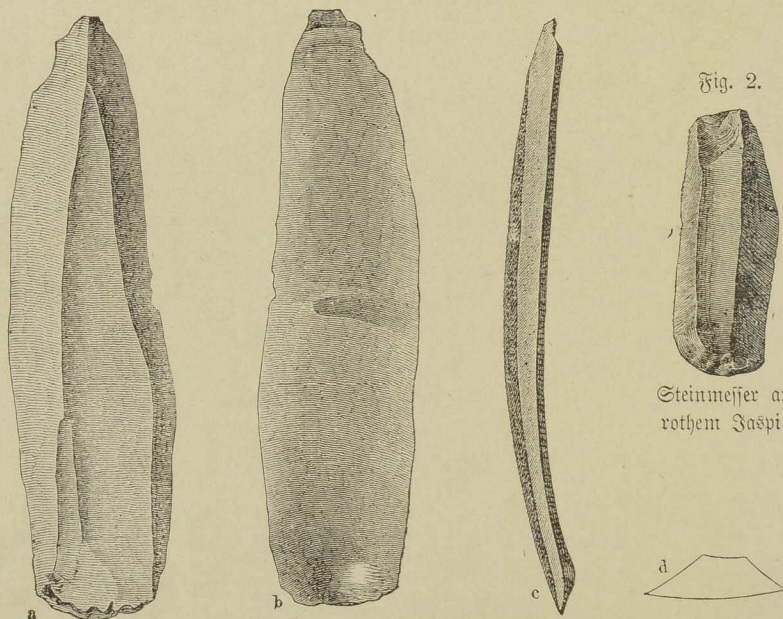


Munzingen und der Tuniberg.

F. Lederle.

gefunden hätte. Sind doch noch heutzutage diese scharfen Kieselmesser bei außereuropäischen wilden Völkern die einzigen schneidenden Werkzeuge und Waffen, die sie besitzen. Und wie sie es bei diesen heute sind, so waren sie es vor Jahrtausenden auch bei uns. Es ist jetzt mit unumstößlicher Gewißheit nachgewiesen, daß es in der Geschichte der Menschheit Perioden gegeben hat, in welcher der Gebrauch der Metalle noch unbekannt war und die man daher die vometallische oder auch, — weil Stein das Hauptmaterial für Waffen und Werkzeuge war, — die Steinzeit genannt hat. Auch unsere Breisgauischen Voreltern waren einmal Wilde, nicht viel besser als die heutigen Bewohner Australiens oder der Fidjchi-Inseln und klopften sich ihre Werkzeuge und Waffen mühsam aus den Zaspisknollen zusammen. Wer das hiesige ethnologische Museum besucht kann neben den Steinwaffen der alten Breisgauer die von Fidjchi-Inulanern oder Indianern Amerikas aufgestellt sehen und sich von der Uebereinstimmung beider überzeugen.

Fig. 1.



Steinmesser aus rothem Jaspis.

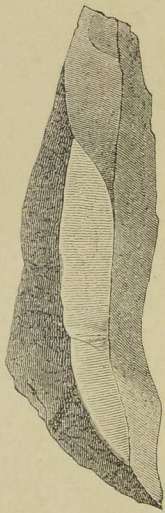
Steinmesser aus mattweißgrauem Jaspis: a. und b. von der Fläche, c. von der Kante, d. im Querschnitt.

Und dennoch gelang es ihnen mit diesen armseligen Steinwaffen ihre Beute zu erlegen. Das sehen wir an den nachher zu besprechenden Thierknochen, den Nesten ihrer Mahlzeiten, und mit ihren Steinmessern fällten sie Holz, bearbeiteten sie harte Knochen und Holz zu Nadeln, Pfeilen, Meißeln, schnitten sich Riemen aus den Fellen und nähten diese zu Decken zusammen, um sich damit vor der Unbill der Witterung zu schützen.

Für alles dieses haben wir anderwärts vollgültige Beweise; sie fehlen aber auch hier bei unsern alten Münzungen nicht und es gewährte mir kein geringes Vergnügen als ich das auf der folgenden Seite gezeichnete Stück Knochen Fig. 6. aus dem Löß herausgegraben und gereinigt hatte und nun sah, daß an demselben zwei tiefe parallele Rinnen eingeschnitten oder eingesägt waren, in deren einer die Spitze des wie es scheint bei der Arbeit abgebrochenen Kieselmessers noch drinnen saß (S. 93, oben rechts in der Figur 6.) Offenbar sollte hier ein meißelartiges Werkzeug verfertigt werden das nun in dieser unfertigen Gestalt auf die Nachwelt überging.

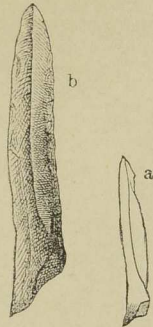


Fig. 3.



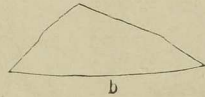
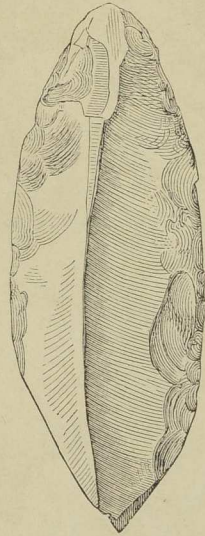
Steinmesser aus mattweißgrauem Jaspis.

Fig. 4.



Kleines Steinmesserchen aus mattweißgrauem Jaspis:
a. in natürlicher Größe.
b. vergrößert.

Fig. 5.



a. Feuersteinmesser aus grünlichem, schwach durchscheinenden Feuerstein
b. Dasselbe im Querschnitt.

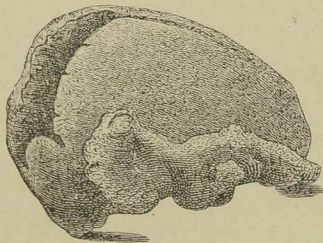
Ein anderes (Fig. 7), leider viel weniger gut erhaltenes Stück ist aus dem untern Ende eines Rennthier-Geweihes verfertigt und war bestimmt, wie wir dies in Pfahlbauten ebenfalls noch finden, als Fassung eines Steinbeils zu dienen.

Fig. 6.



Rennthierknochen mit eingefügten Rinnen.

Fig. 7.



Steinbeilfassung am Rennthiergeweih.

Fig. 8.



Bohnerz-Korn angebohrt.

Ba sogar schon auf dieser niedrigen Stufe menschlicher Existenz zeigt sich, daß der Mensch stets etwas mehr haben will, als das absolut Nothwendige; er will sich nicht nur kleiden sondern auch schmücken und oft liegt ihm sogar — und dies selbst auf höhern Culturstufen, wo man nicht selten





Der Tuniberǵ zur Rennhierzeit.

um so anziehender zu sein hofft, je weniger man angezogen ist — das Letztere sogar näher als das Erstere. Auch die alten Münzinger wollten des Schmuckes nicht entbehren, das beweist mir das beifolgende Stückchen (Fig. 8), ein hübsches ovales Korn Bohnerz aus Nuggen oder Viel, an welchem von zwei gegenüberliegenden Punkten aus ein Loch eingebohrt ist. Offenbar sollte dieses Korn durchbohrt und dann, mit anderen an einem Faden aufgereiht, als Perle zu einem Halschmuck, Armband oder dergleichen verwendet werden. Ob nun dem steinalterlichen Juwelier die Perle zu hart war und er deshalb die Arbeit unvollendet ließ oder ob der Kampf ums Dasein ihn vor der Vollendung derselben zu wichtigeren Beschäftigungen abrief müssen wir leider unentschieden lassen.

Das ist ungefähr was uns die Steine erzählen, das Wort bewahrheitend: „wenn die Menschen Schweigen, so werden die Steine reden;“ nun lassen wir auch noch die Knochen sprechen.

Alle Knochenstücke, die bis jetzt gefunden wurden, auch die eben erwähnten durch Steinwerkzeuge bearbeiteten, gehören einem und demselben Thiere an, das also die Hauptnahrung der alten Münzinger gebildet haben muß. Und dieses Thier ist nicht etwa eines unserer Hausthiere, Schaaf, Rind, Schwein &c. &c., von allen diesen finden wir keine Spur — es ist ein wildes Thier und wurde offenbar auf der Jagd erlegt. Es ist aber auch keines unserer heutigen jagdbaren Thiere, Reh, Hirsch, Haase, es ist merkwürdiger Weise ein Thier, das heutzutage in ganz Deutschland nicht mehr zu finden ist, das in Europa nur in weit höheren Breitengraden, jenseits des 63. Breitengrades, z. B. also im nördlichen Norwegen existirt, während wir unter dem 48. leben. Es ist das arktische oder subarktische Rennthier. Es gab also eine Zeit, in welcher dieses nordische Thier hier in unserm Breisgau in Heerden wild lebte und von unsern Münzinger Rennthierjägern gejagt, erlegt und verzehrt wurde.

Daß das Rennthier in der That die Hauptnahrung der alten Münzinger bildete das sehen wir an zahlreichen zerschlagenen, angebrannten und verkohlten Knochen desselben, die zum Theil noch auf Steinplatten, welche offenbar auch dem Feuer ausgesetzt waren, (Heerdsteinen) durch Kalkflüster aufgelöthet sind.

Die Thatsache, daß das Rennthier in vorhistorischer Zeit in so niedern Breitengraden (in Frankreich fand man seine Nester selbst bis zum 44. Grade, also etwa in der Breite von Bordeaux) in Europa existiren konnte nöthigt nun aber zu der Annahme, daß die klimatischen Verhältnisse jener fernern Zeit ganz andere waren als die heutigen und unterstützt in beredtester Weise die Schlüsse, die wir aus den geologischen Thatsachen zu ziehen berechtigt sind. Und diese lehren uns, daß in der That auch in unserm Breitengraden einst eine Eiszeit bestanden hat, d. h. eine Zeit, in welcher die Gletscher der Alpen über die ganze Schweizer Ebene bis an den Jura sich erstreckten und mächtige Gletscherabflüsse entsendeten, die ihre trüben Fluthen auch in das Rheinthal ergossen, wo sie, in dem weiten Becken mehr zur Ruhe gekommen, die massenhaften Schlammtheile absetzten, die wir heut als „Gletscherlehm“ oder „Löß“ bezeichnen.

Diese „Eiszeit“ war aber keineswegs, wie man früher irrthümlich meinte, durch ganz abnorme Kältegrade bedingt und ausgezeichnet; es genügte vielmehr um sie zu erzeugen eine durch andere Vertheilung von Wasser und Land als wir sie heute haben bedingte Vermehrung der atmosphärischen Niederschläge und ein dadurch erzeugtes stärkeres Wachsthum der Gletscher. Als daher die heutigen Ländermassen aus dem Diluvial-Meere sich hoben, zogen sich allmählig die Gletscher auf das bescheidenere Volumen der Jetztzeit, die Flüsse, wie der Rhein, auf ihre jetzigen Mündale zurück und es konnte auf dem Boden unseres Breisgaus allmählig auch der Mensch seine Existenz finden. Freilich war diese wohl noch für ein Jahrtausend oder mehr, — denn die genannten Umwandlungen brauchen Zeit — eine wenig beneidenswerthe und diese ältesten Breisgauer führten jedenfalls ein sehr rauhes Jägerleben; mit den armseligen Waffen, wie wir sie eben geschildert, hatten sie dasselbe gegen eine gewaltige Thierwelt zu vertheidigen, ein täglicher Kampf ums Dasein, bei dessen Erzählungen man, selbst wenn es damals auch noch kein Jägerlatein gab, das „Grufeln“ sehr wohl lernen konnte. Noch hatten sie keine Hausthiere, noch viel weniger besleichtigten sie sich des Ackerbaues oder gar des Anbaues von Spargeln und Rothwein und Vegetarianer gab es damals aus naheliegenden Gründen schon gar nicht. Ihre Wohnungen waren ohne Zweifel sehr primitiv; es ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich in dem lockeren Löß Föhlen ans gruben, wie das heute noch vielfach von den Bewohnern der

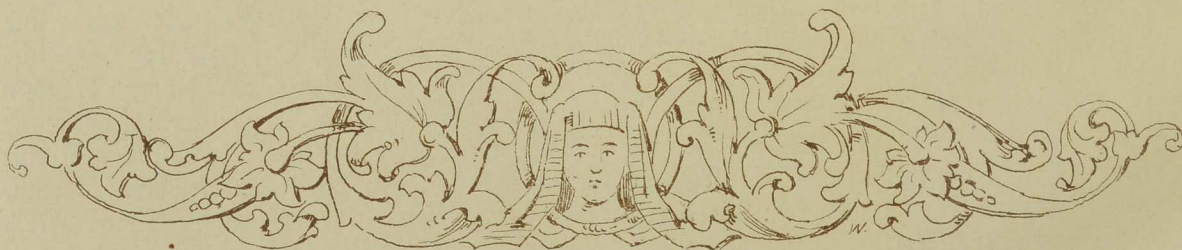
Lößgegenden zur Anlage von Kellern und Vorrathskammern geschieht, und diese bewohnten. Und vielleicht verdanken wir es diesem Umstande mit, daß wir überhaupt etwas von den alten Münzingtonen wissen. Die Höhlen wurden, als einmal, was wohl öfters vorkam, die Gletscherwasser wieder anschwellen, von Löß—Schlamm erfüllt, der Inhalt derselben, Werkzeuge und Knochenreste, in diesem begraben und so, vor weiterer Zerstörung geschützt, der Nachwelt aufbewahrt.

Ein wenig einladendes Aussehen hatte damals unser gesegnetes Oberland; Fichtenwald bedeckte anstatt wogender Kornfelder die ganze Ebene, abwechselnd mit weiten Wasserflächen, den Resten der ehemaligen Ueberfluthung, oder Sümpfen; und anstatt Rinderheerden bildeten seltene Rennthiere die Staffage der öden Landschaft, die ein grauer wolkenreicher Himmel bedeckte. Und wenn es möglich war, vom Thuniberg aus durch die neblige Atmosphäre einen weiteren Ueberblick zu gewinnen, so sah man Schwarzwald, Vogesen und Jura bis tief herab mit Schnee bedeckt und unsere Schwarzwaldflüsse wälzten ungestüm ihre trübe Fluth dem breiten mächtigen Rheinstrom zu.*)

Soweit die Steine und Knochen. Wie viele Jahrtausende seitdem verflossen sind, das sagen sie uns nicht. Wir wissen nur, daß allmählig ein milderer Himmel sich über dem Breisgau wölbte, daß die Sümpfe austrockneten, daß aus den wandernden Rennthierzägern allmählig Viehzüchter und Ackerbauer wurden, welche die Wälder ansrodeten, die Höhlen verließen und feste Wohnsitze gründeten, und wissen ferner, daß solche klimatische Veränderungen und die von diesen bedingten culturgeschichtlichen Vorgänge im Völkerverleben unendlich große Zeiträume beanspruchen. Noch erzählt uns aber keine geschriebene Urkunde von dieser längst vergangenen Zeit und erst wenn der eiserne Schritt der Römer durch das Rheinthal dröhnt, tauchen die ersten historischen Gestalten aus dem Dunkel der Vorzeit auf. Die römischen Schriftsteller sind es, die uns die ersten sichern Nachrichten über unser Vaterland und seine Bewohner übermitteln. Wenn diese Gewährsmänner — bei deren Erzählungen man freilich immer bedenken muß, daß sie den italienischen Himmel gewohnt waren, — das Land noch als unwirthbar und rauh schildern, als ein Land, das „nur dem gefallen könnte, der es sein Vaterland nennt“ so können wir heutigen Breisgauer jetzt constatiren, daß in den bald 2000 Jahren die seitdem verflossen sind, sich dies wesentlich geändert hat, indem jetzt auch andere als die da geboren sind, ihr Gefallen daran finden.

Und nun zum Schluß noch eine Bitte an die Leser im Breisgau. — Sollte der Eine oder Andere hier oder dort im Löß, in Höhlen zc. zc. auch solche Steinmesser, wie ich sie oben beschrieben oder Knochen zc. zc. finden so möge er mir doch davon Kenntniß geben. Vielleicht kann ich dann wieder eine Geschichte erzählen.

*) Wir haben versucht, neben dem Bilde des Thunibergs und Münzingtonens von heute, in einer Skizze dem Leser ein Bild derselben Gegend wie sie zur Zeit unserer Schilderung ausgesehen haben mag, vorzuführen. Am Thuniberg, über dem Wasserpiegel, sieht man Höhlen im Löß, die wahrscheinlichen Wohnstätten der alten Münzingtonen.



Das Wahrzeichen Alt-Breisach's

und die Sage seiner Entstehung.

(Schluß.)

Daß unser Meister bei der Vertheidigung der Stadt nicht einer der Letzten und immer da zu finden war, wo die Gefahr den größten Muth erforderte, braucht nicht erst erwähnt zu werden. All' seine freie Zeit aber mußte er dem Werke widmen, das unter seiner Hand mächtig emporwuchs, die Rathsherren, die zuweilen zu ihm kamen und ihn baten, einzelne Theile sehen zu dürfen, erklärten unverholen, daß ihre Wahl keinen Würdigeren als Liefriink hätte treffen können und daß unter seinen Werkzeugen das Holz schier Leben erhalte.

Nur einer der Rathsherren, Kubecher, war nicht ein Mal gekommen, um Liefriinks Arbeit zu besichtigen, da er noch immer den bittersten Groll gegen den Meister hegte. Die Ausführung seines Verlangens schien Kubechern noch jetzt unmöglich, aber mißtrauisch wie er war, hatte er in Liefriinks Annahme der Aufgabe und in seiner Antwort nur versteckten Hohn und Spott oder irgend eine gestellte Falle gesehen. Man kann leicht denken, wie bekümmert den Meister dieser Mangel an Vertrauen von einer Seite, nach welcher hin sich all' sein Streben um Anerkennung am meisten richtete, machen mußte. Ebenso war es ihm nicht vergönnt, nur einmal Katharinen sehen zu können, welche in fast mehr als klösterliche Eingezogenheit gebannt war und das Haus nur wunder selten in Begleitung der alten Haushälterin zu solchen Stunden verlassen durfte, wo man sicher war, Liefriink nicht zu begegnen. Trotzdem war die Jungfrau, wenn auch zuweilen traurig genug, doch mindestens immer unverzagt. Wohl hatte ihr der Vater von Liefriinks tollem Versuche, wie er's nannte, erzählt, aber wohlweislich mit dem Beifügen, daß Jenem die Lösung der Aufgabe trotz seines prahlerischen Versprechens dennoch unmöglich sein werde, wodurch Kubecher doch nun endlich den ihm lästigen Freier auf immer los zu werden hoffte.

VIII.

So kam das Fest Mariä Himmelfahrt des Jahres 1527 näher. Die Gefühle, welche dem Tage entgegenkamen, waren verschieden genug. Liefriink war heiter und voll Zuversicht, Katharinen quälten bange Zweifel, je näher der Tag herannahte, welche noch durch des Vaters feindselige hämische Bemerkungen über Liefriink, der ihrem Herzen so theuer war, vermehrt wurde. Kubecher behielt sein rauhes, polterndes Wesen bei, durch das er jedoch die Hoffnung auf des Künstlers Mißgeschick nur mühsam verbergen konnte. In der ganzen Stadt Breisach aber konnte männiglich den Tag kaum erwarten, der den neugeschmückten Münster wieder öffnen würde; denn schon seit Fastnacht hatte man Liefriink zur Aufstellung seines Kunstwerkes die Kirche ganz überlassen müssen.

Endlich brach der heißersehnte Tag an. Schon am frühen Morgen tönten die Glocken und mahnten die Breisacher heute ein fromm Herz und ein Feierkleid mit hinauf zum Münster zu bringen. Die Gewerbe versammelten sich vor ihren Zunfthäusern, die Rathsherren kamen zusammen, um den Abgeordneten des Kaisers, welcher auf sein „lieb getreu Brisach“ große Ehren hielt, zu empfangen. Es währte nicht lange, so ordnete sich ein so feierlicher, herrlicher Zug, wie ihn Breisach seit Menschengedenken nicht prächtiger gesehen hatte.

Droben im Münster aber stand Liefriink und richtete die Kerzen des Altares so, daß sie sein

Kunstwerk in doppelt günstigem Lichte zu zeigen vermochten. Auch sein Mütterchen hatte der wackere Meister mit heraufgeführt und ihr einen bequemen Sitz angewiesen, ehe sich später die Kirche füllen möchte. Die gute Alte war entzückt über das Werk ihres Sohnes und weinte an seiner Brust Thränen der innigsten Freude.

Doch jetzt nahte der mächtige Zug dem Münster, vor dessen Thüren sich die Menge drängte, so daß der Platz hätte heute doppelt so groß sein müssen, um all' die Frommen und Neugierigen fassen zu können. Jetzt öffneten sich die Thüren der Kirche und Orgelton und Chorgesang schallte den Harrenden entgegen. Noch wehrten die Herolde der Menge, um erst den feierlichen Zug einzulassen, hinter dem sich dann Alles in die Kirche drängte. Drinnen aber rief Liefriuks Meisterwerk ein wahrer Sturm der Bewunderung hervor.

Hatte man sich auch von der Kunstfertigkeit Liefriuks viel versprochen, so wurden doch die kühnsten Vorstellungen noch von dem übertroffen, was der Meister geleistet. Nach der Gruppe die wir bei den Rathsherrn sahen, hatte er in Verfolgung derselben Idee ein Schnitzwerk geliefert, das an Größe und Vollendung kaum seinesgleichen kannte. Alles schien voll Leben und dem Beschauer förmlich entgegenzutreten, oder ihm, je nach der Situation der Figuren zu entschweben. Der neue Hochaltar nahm die ganze Rückseite des Chores ein und strebte mit seltener Kühnheit zur Decke empor. Hier war es aber, wo Liefriuk Rubechers Aufgabe, einen Altar, höher als die Kirche zu fertigen, gelöst hatte. Wohl hinderte das Deckengewölbe das höhere Aufstreben des Ganzen, aber der Meister hatte sich die Biegung seines Rosenbäumchens nach jener Sturmnacht zum Beispiel genommen und führte nun die thurmartigen Schlusssäule, die gleichsam eine weltliche Befestigung der himmlischen Gruppe bildeten, noch ein Stück an dem hemmenden Deckengewölbe hin und endete das Ganze in einer sich anmuthig senkenden Biegung, die dabei so leicht erschien, als hätten die Spinnen aus den gothischen Fensterbögen ihre fast unsichtbaren Fäden dem Ganzen zum Halt geliehen. — Liefriuk selbst stand unbemerkt hinter seinem Werke, um den Eindruck zu erforschen, den dasselbe auf die Beschauer machen würde. Der allgemeine, sehr große Beifall drückte ihn fast nieder und er wagte es nicht, sich zu zeigen, als die Rathsherrn und des Kaisers Abgesandter nach ihm fragten. Er wollte unentdeckt bleiben und wäre es wohl auch geblieben, wenn nicht seine Mutter, die ihres Sohnes Versteck recht wohl kannte, ehrfurchtsvoll auf den Bürgermeister zugeschritten wäre und diesem den Aufenthalt des Verborgenen angedeutet hätte. Jetzt half freilich kein Verbergen mehr; ein Rathsherr nahm den bescheidenen, jungen Künstler bei der Hand und stellte ihn den übrigen vor, die ihn mit Lob und Gnadenbezeugungen überschütteten. Nur die Heiligkeit des Ortes hielt jetzt noch die Menge zurück, ihrem Entzücken durch laute Beifallsrufe Luft zu machen.

Da aber theilte einer der Rathsherrn die dichte Gruppe seiner Genossen und erfaßte des Meisters Hand. Es war Rubecher.

„Meister,“ sprach der sonst so strenge Mann mit freundlicher Stimme, „Meister! jetzt erkenne auch ich, daß die Kunst doch Wunder zu wirken vermag. Ihr habt gewonnen. Die Hand meiner Tochter ist Euer.“

Liefriuk wollte antworten, aber der alte Rubecher ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Ich habe Euch verkannt, wackerer Meister“ fuhr er fort, „wahrlich, wenn Ihr auch nicht durch den wunderbaren Schnörkel da droben Eure Aufgabe gelöst hättet, so würde ich Euch dennoch jetzt mein Kind nicht versagt haben. Solche Heilige, wie Ihr sie zu schaffen versteht, sind Euch bei aller Welt gar mächtig: Fürsprecher.“

Liefriuk konnte kaum dem ihm so schnell gewonnenen Rubecher so innig danken, wie es ihm der herrlichen Gabe angemessen schien, denn er ward jetzt von Jedermann angesprochen und mit Lob und Ehre bedacht, besonders aber noch bei einem Gastmahl auf dem Rathhaus gar hoch gefeiert, wo es ihm jedoch nicht lange Ruhe ließ, denn Rubecher hatte es ihm zugesagt, daß er heute Abend kommen möge, um sich den Lohn seiner Aufgabe selbst zu holen und den Brautkuß von ihren Lippen zu empfangen.

Mitgetheilt von Herrn Dr. Fregonneau.

Zum Jahreschlusse.



Des hohen Münsters Feierglocken tönen,
Sie zeigen an des alten Jahres Schluß,
Sie reichen zu des Breisgau's wackern Söhnen
Durch Berge und durch Thäler ihren Gruß:
„Wohlauf! dem alten Jahr den Becher zugetrunken
Oh' es hinab zur Ewigkeit gesunken.“ —

Das alte Jahr es hat uns reich beschenkt
Mit manchem Glück; doch auch gar mancher Schmerz
Hat uns in ihm gar bitter oft gekränket,
Und uns gedrückt das fröhlich, leichte Herz;
Doch ob das Glück auch manchmal uns betrogen,
Es hat uns nicht vom Biele abgezogen.

Am Feiertag litt es uns nicht zu Hause,
Durchwandert ward im Fluge Berg und Flur,
Wir flohen aus des Werktags düst'rer Klausen
Und freuten uns der herrlichen Natur.
Und all' das Schöne, das wir dort gewahrten,
In Wort und Bild wir Andern offenbarten.

Und wenn wir lagen in des Waldes Schatten,
In alten Burgen pflegten oft der Ruh',
Der Vorwelt Geister Zutritt bei uns hatten,
Sie kamen oft im Traume auf uns zu.
Und viele von des Breisgau's schönen Sagen,
Sie haben sie dem Ohre zugetragen.

Was wir so hörten, niemals wir verschwiegen,
Nicht konnte ruhig es in uns'rer Brust
Vergessen und begraben immer liegen,
Es drang hervor mit heit'rer Lebenslust.
Wir haben's fröhlich, laut hinaus gesungen
Und fröhlich ist es weiter fortgeklingen.

So sangen wir mit immer frohem Munde
Des Breisgau's Reiz, des Breisgau's Sagen laut,
Die meistens in geheimnißvoller Stunde
Der Mund der Geister unserm Ohr vertraut.
Laut preisen wir den alten Schau-ins-Land
Und lauter noch sein herrlich, schönes Land.

Das Werk ist nun gethan, es liegt vollendet
Nun zu des Jahres Schluß ein neuer Band,
Und Dank sei allen Denen drum gespendet,
Die mit daran geletet ihre Hand.
Im neuen Jahre singet Alle wieder
Im neuen Jahre gibt es neue Lieder.

G. N



J a h r e s - B e r i c h t.

Vier Jahre sind bereits vergangen, seitdem unser Verein ins Leben getreten ist. Mit Befriedigung dürfen wir auf diese Zeit zurückblicken, da unser Unternehmen niemals rückwärts, sondern stets vorwärts gegangen ist. Die Befürchtungen derer, welche dem Breisgau-Verein Schauinsland nur ein kurzes Dasein und dem Vereinsblatte ein baldiges Aufhören vorher sagten, haben sich als unbegründet erwiesen. Auch das verflossene Jahr hat dem Vereine wiederum eine große Zahl neuer Mitglieder, sie ist von 145 auf 190 gestiegen, und dem Blatte neue, tüchtige Kräfte zugeführt.

Ein Unternehmen, wie das unserige, hat seine eigenthümlichen Schwierigkeiten. Es erfordert Leute, die nicht bloß die Kenntnisse und Fähigkeiten besitzen, um den Anforderungen, welche die Herausgabe unseres Vereinsblattes an sie stellt, gerecht zu werden, sondern welche auch eine solche Liebe und Hingebung zur Sache hegen, daß sie sich mit Freudigkeit der Arbeit unterziehen und im Nothfall auch keine persönlichen Opfer scheuen um die Zwecke des Vereines fördern zu helfen. Unsere Zeichner, meist Männer, denen ihr Beruf wenig freie Zeit übrig läßt, müssen manche Stunde, ja ganze Tage opfern, um die Zeichnungen für das Blatt herzustellen. Früher konnten ihnen nicht einmal die Auslagen für die Fahrten nach entlegeneren Orten ersetzt werden; erst in diesem Jahre wurde ihnen, Dank der Zunahme der Mitgliederzahl und der daraus erfolgten Vermehrung der Einnahmen, die Kosten der Ausflüge zur Aufnahme interessanter Dertlichkeiten wenigstens theilweise vergütet. Unsere literarischen Mitarbeiter müssen manche Tage in Archiven zubringen, mühsam die oft spärlich fließenden Quellen der Special-Geschichte unseres Breisganes sammeln und was in Büchern und Sammlungen bereits gedruckt vorliegt, sich manchmal mit nicht geringen Kosten zugänglich machen. Was beide, sowohl Zeichner als auch Schriftsteller, zu gemeinsamer Arbeit ermuntert, das ist die Liebe zu unserem schönen Heimatlande, die Freude an der Arbeit selbst, verbunden mit dem Bewußtsein, sich mit Männern der verschiedensten Berufsarten in dem Streben eins zu wissen, das Interesse für Kunst und Naturschönheiten, die Alterthümer, die Geschichte und Sagenwelt unseres Breisganes zu wecken und zu fördern.

Deßhalb arbeiten nicht bloß diejenigen, welche zeichnen und schreiben, an unserem Vereinsblatte, sondern indirekt alle unsere Mitglieder, welche durch Theilnahme an den Ausflügen und an den geselligen Zusammenkünften im Vereinslokal das Vereinsleben helfen fördern. Unser Blatt ist demnach nicht ausschließlich ein Erzeugniß weniger thätiger Mitarbeiter, sondern alle, welche in der angeedeuteten Weise Mitglieder des Vereines sind, dürfen sich ge- trost als Mitarbeiter des Vereinsblattes betrachten.

Die seitherigen bekannten Mitarbeiter, welchen wir für ihre geschätzten sowohl literarischen, als künstlerischen Beiträge zu hohem Danke verpflichtet sind und diesen hiemit öffentlich aussprechen, haben auch für den folgenden Jahrgang ihre gütige Mitwirkung freundlich zugesagt und so hoffen wir unserm Vereine eine fernere erweiterte Theilnahme zu gewinnen und sein Gedeihen immer mehr zu sichern, zumal auch die Grundsätze die gleichen bleiben, die bis daher beobachtet worden sind.

Erfreulich ist uns ferner die Wahrnehmung, daß unser Verein und seine Thätigkeit sich einer immer mehr wachsenden Anerkennung in der Presse erfreuen. Am angenehmsten überraschte uns jedoch eine Anerkennung von Seiten Sr. Königlichen Hoheit unseres Großherzoges Friedrich. Der Vorstand des Vereines, Hofmaler Dürr, übersandte nämlich je ein Exemplar der drei seither erschienenen Jahrgänge an Se. Königliche Hoheit den Großherzog anläßlich Höchstseiner fünfundsanzwanzigjährigem Regierungsjubiläum. Darauf erfolgte von Seiten Sr. Königlichen Hoheit folgendes höchst huldvolle Schreiben an den Vorstand unseres Vereines:

„Mein lieber Hofmaler Dürr!

Sie haben mir in freundlichster Weise Nachricht zukommen lassen über die Entstehung und den gedeihlichen Fortgang des Breisgau-Vereins Schau-ins-Land, der sich die schöne Aufgabe gestellt hat, die Liebe zu der heimischen Gegend zu pflegen, die Kenntniß der Geschichte derselben zu fördern und den Sinn für die Schönheiten der Natur und Kunst zu wecken und auszubilden. Durch das fröhliche Zusammenwirken von Männern, ausgestattet mit dem Talente der erzählenden und bildlichen Darstellung, hat der Verein während seines kurzen Bestehens in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift die werthvollsten Beweise seines ernstesten Strebens geliefert, die demselben gestellten Aufgaben in einer durchaus würdigen und anmuthigen Weise zu lösen. Ich habe mit Vergnügen von den mir zugesendeten Jahrgängen des Vereinsblattes Kenntniß genommen und sage Ihnen meinen verbindlichsten Dank für die schöne Gabe, indem ich zugleich den Herausgebern dieser Schrift meine besondere Anerkennung für ihre verdienstvollen Leistungen ausspreche. Empfangen Sie meine herzlichsten Wünsche für das fernere Gedeihen Ihres Vereins sowie die erneuerte Versicherung meiner vorzüglichen Werthschätzung.

Karlsruhe, den 21. April 1877.

Friedrich.

Herrn Hofmaler Dürr in Freiburg i. B.
Vorstand Breisgau-Vereins Schau-in's-Land.“

Den Jubiläumstag selbst feierte unser Verein am 28. April durch eine Zusammenkunft im Vereinslokal, bei welcher Gelegenheit Herr Professor Mezger einen geschichtlichen Vortrag über die „Zähringer“ hielt.

Schon im vorigen Jahresbericht wurde der 50jährigen Geburtsfeier unseres vaterländischen Dichters Joseph Viktor von Scheffel Erwähnung gethan und bemerkt, daß ein Exemplar des 3. Jahrgangs an Letzteren geschickt werden würde. Dieses ist auch nachher geschehen und der Dichter antwortete in folgender Zuschrift:

„Dem Breisgau-Verein Schau-ins-Land in Freiburg.

Fremdlichsten Dank für den dritten Jahrgang Ihrer „Blätter“, die mich als ein frischer Ostergruß recht erfreuen. Ich halte die Verbindung von Schrift und Stift, wie sie hier durchgeführt ist, für eine glückliche und lehrhafte; man fühlt es den Arbeiten an, daß sie nicht aus Dual, sondern aus Freude an Gottes schöner Welt hervorgingen und ihrem Urheber selbst freudige Stunden bereiteten. Darum hoffe ich auf manchen folgenden Jahrgang und wünsche dem Vereine bestes Gedeihen.

Karlsruhe, 29. März 1877.

Ergebenst

Viktor v. Scheffel.“

Wir schließen mit dem Wunsche, daß unser Werk immer mehr gedeihen und allseitige Theilnahme auch in weiteren Kreisen finden möge.

Breisgau-Verein „Schau-in's-Land“.

Mitglieder = Liste.

Ausschuh.

Vorstand:	Herr Hofmaler Wilh. Dürr.
Stellvertreter:	" Ludwig Bihler.
Säckelmeister:	" Christ. Ruckmich, Secretär.
Schriftführer:	" Ernst Schwarz.
Zeichner des Vereinsblattes:	" Fritz Geiges.
"	" Franz Lederle.
Verwalter:	" Heinrich Helmle.

Ehren-Mitglieder.

Herr Bader, Archivrath in Karlsruhe.
" Dürr, Wilhelm, Hofmaler hier.
" Geiges, Sigmund, Stadtbaumeister hier.
" Jaeger, Cajetan, städtischer Archivar hier.
" Martini, Ed. Christ., Pfarrer in Muggen.
" Maurer, Heinr. Diaconus in Emmendingen.
" Werkmann, Cor., Dekan in Heitersheim.

Mitglieder.

Verehrl. Alterthums-Verein in München.	Herr Finneisen, Herm. Dompräbendar hier.
Herr Dr. Alzog, Professor und geistl. Rath hier.	" Fischer, Christ., Posamentier hier.
" Amann, Wilh. Buchbinder hier.	" Fluhrer, Restaurateur hier.
" Ankele, Julius, Buchhalter in Emmendingen.	" Fräßle, Bauamtsgehülfe hier.
" Bader, Rud., Buchhändler hier.	" Dr. Fregouneau, prakt. Arzt in Eichstetten.
" Bareiß, Aug., Buchhändler hier.	" Frei, Georg, Rentier hier.
" Bartmann, P., Photograph hier.	" Freiburger, Pfarrer, in Mündingen.
" Bally-Hinderman, D., Fab. in Säckingen.	" Fritz Otto, Dekor.-Maler hier.
" Baur, Jos., Postassistent in Constanz.	" Fuchsichwanz, Heinr., Kaufmann hier.
" Beck, Alb., Bauinspektor in Donaueschingen.	" Fäger, Ludw., Stadtrath hier.
" Biehler, Rud., Kaufmann hier.	" v. Gagg, Carl, Kaufmann hier.
" Bihler, Ludw., Buchbinder hier.	" Geiger, Leop., Architekt hier.
" Billmayer, Jos. Privat hier.	" Geiges, Fritz, Maler in München.
" Blust, Emil, jun. Rfm. hier.	" Geiges, Herm., Kunstmüller in Oberhausen.
" Booz, Hauptlehrer in Guttingen.	" Geiges, Oskar, Architekt hier.
" Böhmel, Heinr., Rfm. hier.	" Geiz, Wilh., Buchhalter hier.
" Brenzinger, Jul., Fabrik. hier.	Mist. Gibson, Warwick-House near Carlisle.
Frau Bucherer, Emma, Privat hier.	Herr Gödecke, Jos., Musiklehrer hier.
Miß Butler, Mariane, in Neu-York.	" Göpp, Bierbrauereibesitzer in Schlatt.
Herr Dilger, Alex, Maler hier.	" Gott dang, Ferd., in Stuttgart.
" Dorn, Hugo, Apoth. hier.	" Greif, Carl, zum Löwen in Müllheim.
" Dufner, Joh., Revisor hier.	" Günzburger, Leop., Geometer hier.
" Ecker, Dr., Prof., Geheimrath hier.	" Gür, Emil, Kaufmann hier.
" Eckart, Erzbisch., Registrator hier.	" Häberle, Max, Glasmaler hier.
" Ehrat, Pfarrer in Merzhausen.	" Hagenbuch, Franz Kav. hier.
" Eckart, Alf., Rfm. hier.	" Hauß, Jos., zum Mohren hier.
" Emminger, Herm., Rfm. hier.	" Hegner, Jul., Kaufmann hier.
" Engesser, S. Dr. prakt. Arzt hier.	" Hegner, Bernh., Architekt hier.
" Engesser, Luk., Erzbischfl. Bauinspektor hier.	" Heim, Hauptlehrer in Grasbeuren.
" Engler, Pfarrer, in Theningen.	" Heimlich, Aug., Pfarrer in Bremgarten.
" Ernst, Gerichtsnotar, in Emmendingen.	" Helmle, Ed., Fabrikant in Forzheim.
" Falger, Kav., Rfm. hier.	" Helmle, Heinr., Glasmaler hier.
" Federer, Ludwig, Rfm. hier.	" Hemberger, Bauinspektor hier.
" v. Fels, Baron, Paul hier.	" v. Hennin, Albert, Graf hier.

Herr v. Hennin, Rudolf, Graf hier.
 " v. Hermann, Heinr., Kaufmann hier.
 " Hermann, Rudw., Goldarbeiter hier.
 " Herder, Benj., Buchhändler hier.
 " Heydt, Heinr., Privat hier.
 " Hieber, Otto, Weinhändler hier.
 " Heß, Wilh., Buchhalter hier.
 " Himmelsbach, Bernh., Apoth. in Oberweiler.
 " Hoger, Jos., Registrator hier.
 " Holt, Carl, Privat hier.
 " Hütlin, Ernst, Chemiker hier.
 " Huggle, Stadtpfarrer in Neuenburg.
 " Hutter, Fr. Jos., Buchhändler hier.
 " Jantzen, Heinr., Dek.-Maler hier.
 " Jäger, Max, Pfarrer in St. Märgen.
 " John, Theod., Musikdirektor hier.
 " v. Kageneck, Heinr., Graf in Muzingen.
 " Kaiser, Rathschreiber in Kenzingen.
 " Kaufmann, Adolf, Fabrikant hier.
 Frau Kirn, Emma, Oberhofgerichts-rath-Witw. hier.
 Herr Knupfer, Carl, Privat hier.
 " Kohlund, Mechaniker in Zell i. W.
 " Dr. Kössing, Prof., Stiftungsdirektor hier.
 " Krafft, Carl, Fabrikant in Schopfheim.
 " Kramer, Carl, Glaskünstler hier.
 " Krauß, Jul., Ofenfabrikant hier.
 " Krieger, Anton, Bildhauer hier.
 " Kübler, Apotheker in Muzingen.
 " Kühn, Jos., Maler hier.
 " Küppers, Buchhändler hier.
 " Kürzel, Jos., Zimmermeister hier.
 " Laile, Ferd., Kaufmann hier.
 " Leber, C., Schriftsetzer hier.
 " Lederle, Franz, Maler und Zeichenlehrer hier.
 " Lemperle, G., Kaufmann hier.
 " Lemperle, Joh., Kaufmann hier.
 " Lembke, Rud., Architekt hier.
 " v. Litschgy, Fr. Jos., Kreisgerichtsrath hier.
 " v. Litschgy, Otto, Kaufmann hier.
 " Löffler, Emil, Friseur hier.
 " Manger, J., Fabrikant hier.
 " Marbe, Jos., Schönfärber hier.
 " Marbe, Karl, Kaplan in Constanz.
 " Dr. Martin, Oberstabsarzt a. D. hier.
 " Mattes, Eugen, stud. jur. hier.
 " Mayer, Rud., Kunsthändler hier.
 " Mayer, Carl, Dompräbendar hier.
 " Mayer, Carl, Kunstmüller hier.
 " Mayländer, Ernst, Kaufm. in Stuttgart.
 " Meck, F., Geschäftsführer in Basel.
 " Mellert, Lammwirth in Reichenbach.
 " Merzweiler, Albert, Glasmaler hier.
 " Mezger, A., Professor hier.
 " Meyer, Fritz, Dek.-Maler hier.
 " Meyer, Pfarrer in Deuzlingen.
 " Morat, Franz, Cassier hier.
 " Müller, Wilh., Buchhalter in Schopfheim.

Herr Neumann, Fr., Oberamtsrichter a. D. hier.
 " Oshenreuter, Emil, Kaufmann hier.
 " Pfeifer, Carl, Notar hier.
 " Peter, Wilh., Kaufmann hier.
 " Platenius, W. A., Rentier hier.
 " Piristi, Carl, Kaufmann hier.
 " Priesnig, Factor hier.
 " Raab, Aug., Bankbeamter in München.
 " Reich, Luzian, Professor in Rastatt.
 " Reichenstein Jos., Bergolder hier.
 " Röttinger, Bürgermeister hier.
 " Rosset, Herm., Kaufmann hier.
 " Ruf, Conrad, Photograph hier.
 " Ruckmich, Carl, Musikalienhdl. hier.
 " Ruckmich, Chr., Sekretär hier.
 " Rupp, Carl, Architekt in Carlsruhe.
 " Saalwächter, Bernh., Direktor in Mainz.
 " Schaaf, Aug., Kunstmüller in Oberhausen.
 " Schmalholz, H., Dek.-Maler in Stuttgart.
 " Schmidt, Leonh., Blechner hier.
 " Schneider, Gust., Geometer hier.
 " Schneider, Max, Architekt Heidelberg.
 " Schneider, Otto, Architekt hier.
 " Schneider, Rich., Kaufmann hier.
 " Schuster, Carl, Oberbürgermeister hier.
 " Schwarz, Ernst, Kaufmann hier.
 Verehrl. Schwarzwald-Verein hier.
 Herr v. Schweikhardt, Baron in Piel.
 " Schweizer, Wilh., Mechaniker hier.
 " Schwerzmann, C, Dr. med. in Endingen.
 Fräulein Sontag, Marie in Emmendingen.
 Herr Steinhäusler, Ed, Weinhdl. in Sulzburg.
 " Stober, Louis, Photograph hier.
 " Stoll, Eugen, Buchhändler hier.
 " Ströcker, Christ, Buchdruckereibesitzer hier.
 " Strohmeyer, Bapt., Verwaltungsgehilfe hier.
 " Thalhanfer, Jos., Weinhändler hier.
 " Thiry, Rud., prakt. Arzt hier.
 " Thiergarten, Ferd., Buchdruckereibesitzer hier.
 " Trescher, M., zum Pfauen hier.
 " Veith, Jos., Glasermeister hier.
 Verehrl. Verschönerungs-Verein hier.
 Herr Von Kilsch, Rob., Kaufmann hier.
 " Vögtle, Jos., Maurermeister hier.
 " Wächter, Michael, Lithograph hier.
 " Wacker, Th., Beneficiat hier.
 " Wagner, Bürgermeister in Emmendingen.
 " Weber, Wilh., Dek.-Maler hier.
 " Beckerle, Carl, Tapezier hier.
 " Weiher, Jac, Kaufmann hier.
 " Weis, M. C., Professor hier.
 " Welker, Theodor, Canzleiasistent hier.
 " Welle, Hermann, Kaufmann hier.
 " Wiedtemann, D., Kaufmann in Glasgow.
 " Wunderle, Jos., Fabrikant hier.
 " Würth, W., Kaufmann in Prag.
 " Zuck, Jul., Bildhauer hier.

Rechnungs-Auszug.

Soll.	I. Einnahmen.	Hat.	Rest.
m ^z 34. 38	Cassenrest aus voriger Rechnung	m ^z 34. 38	m ^z —. —
—. —	Rückstände aus der Vorrechnung	—. —	—. —
1047. —	Beiträge der Mitglieder	999. 48	48. —
114. —	Für verkaufte Vereinsblätter	114. —	—. —
1195. 39	Summa aller Einnahmen	1147. 38	48. —

Soll.	II. Ausgaben.	Hat.
m ^z 352. 20	Druck und Papier des Vereins-Blattes	m ^z 352. 20
245. 18	Für den Druck der Zeichnungen	245. 18
61. 20	Reisekosten-Auslagen	61. 20
64. 96	Porto, Buchbinderlöhne und sonstige Bedürfnisse	64. 96
4. —	Sonstige Druckfachen, für Diplome etc. etc.	4. —
50. —	Gehalt des Dieners	50. —
10. —	Beiträge an andere Vereine	10. —
24. 06	Für Feierlichkeiten	24. 06
811. 60	Summa aller Ausgaben	811. 60

Abschluß.

Die Einnahme beträgt	1147. 38
Die Ausgabe beträgt	811. 60
Cassenrest	335. 78

Inhaltsverzeichnis zum vierten Jahrgang.

	Seite
Zum neuen Jahr! Gedicht von H. G. Mit Initialen und Bignette.	3
Burg Lichteneck und die Pfalzgrafen von Tübingen von Diac. Maurer. Mit 2 Initialen, 2 Bignetten und 3 Zeichnungen.	5, 13, 21
Muggen. Eine Dorfgeschichte von E. Chr. Martini. Mit 2 Initialen, 3 Bignetten und 4 Zeichnungen.	9, 17, 31
Eine Erinnerung an Joseph II. von v. D. Eisengrein. Mit Initialen.	16
Heute Herr von Freiburg und Nimmermehr von Dr. Schreiber. Mit Initialen.	24
Ableitung des Namens Hachberg von Diac. Maurer. Mit Initialen, Bignette und 2 Zeichnungen.	16-25
Das Christglöcklein. Gedicht von J. W. Vogt.	30
Im Frühling. Gedicht von M. W. Mit Bignette.	33
Der Mauracherhof und das St. Severinkirchlein von W. Mit Bignette und 3 Zeichnungen.	34
Reste altdeutscher Frühlingsfeier im Breisgau von Maurer. Mit Bignette.	39
Gutenau von F. S. Mit Bignette und Zeichnung.	41
Das Frauenkloster Sizenkirch von W. Mit Initialen und 3 Zeichnungen.	43
Der Eichener See von A. Metzger. Mit Initialen und Zeichnung.	47
Die Burg Wieseneck von J. Bader. Mit Initialen, Bignette und 8 Zeichnungen.	49
Das Wahrzeichen Alt-Breisachs und die Sage seiner Entstehung (mit 3 Initialen) mitgetheilt von Dr. Fregonneau.	62, 68, 79, 87, 97
Die schönste alterthümliche Kirche im Bezirk Müllheim von E. Chr. Martini. Mit Bignette und 3 Zeichnungen.	65
Gruß vom Schwarzwald an die Vogesen. Gedicht von W. Jensen. Mit Bignette.	73
Die Besetzung der vier Waldstädte am Oberrhein durch den Rheingrafen Otto Ludwig von D. Vallv. Mit Initialen, Bignette und 6 Zeichnungen.	74, 81
Am Thuniberg von vielen Jahren von A. Cfer. Mit Bignette und 2 Zeichnungen.	89
Zum Jahreschluß. Gedicht von M.	99

